

FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
22. Jahrgang
Februar 2006

FAMA



Ehr-Furcht

ritär, sondern bezeugt einen Gott, der Barmherzigkeit übt und Gerechtigkeit schafft. Recht, Glaube und Barmherzigkeit gehören untrennbar zusammen. Wenn in der Bibel von der rechten Beziehung zu Gott die Rede ist, taucht oft der Begriff der Gottesfurcht auf. Im Hebräischen bedeutet Furcht/Ehrfurcht *Jir'ah* und kommt von *ra'a* – sehen. Aussprüche wie «Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang» heben die Bedeutung des ehrfürchtigen Sehens hervor. Gottesfurcht meint nicht, dass die Menschen Angst haben sollten vor Gott, sondern etwas von der Hoheit, der Heiligkeit Gottes wahrzunehmen und das Rechte zu tun. Die Theologie hat dieses Moment der Ergriffenheit angesichts der Gegenwart Gottes das «*fascinum et tremendum*» genannt: das tiefe innere Erschrecken und gleichzeitig das Fasziniert-Sein von der Heiligkeit und Unbegreiflichkeit Gottes. Wer die Autorität aus dem Bilde Gottes streicht, erniedrigt Gott zu einem Zerrbild nach eigenen menschlichen Vorstellungen, einem harmlosen lieben Gott, der immerfort ein Auge zudrückt. Wer dagegen Liebe und Befreiung aus dem Gottesbild streicht, macht aus Gott einen dämonisch-lieblosen, seelenvergiftenden Willkürherrscher.

Unermüdet hat Albert Schweitzer die Ehrfurcht vor dem Leben gepredigt: «Leben inmitten von Leben, das leben will». Diese Ehrfurcht vor dem Leben, so Carola Meier-Seethaler in ihrem Beitrag, sei jedoch oft als eine Art sentimentale Naturverherrlichung missverstanden worden, anstatt darin die Begründung seiner Ethik zu sehen. Ethisch sei der Mensch nur, wenn ihm das Leben als solches, das der Pflanze und des Tieres wie das des Menschen, heilig sei und er sich dem Leben, das in Not ist, helfend hingebe. Für den Arzt und späteren Träger des Friedensnobelpreises enthielt die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben also alles in sich, was als Liebe, Hingabe, Mitleiden, Mitfreude und Mitstreben bezeichnet werden kann.

Hinter uns liegt ein Jahr der grössten sogenannten Naturkatastrophen, die in wenigen Augenblicken unsagbares Leid über Hunderttausende von Menschen gebracht haben. Naturkatastrophen dieser Grössenordnung schockieren und traumatisieren aber nicht nur; sie lösen auch Fragen aus: oberflächliche und hintergründige, angstvolle, die über uns kommen und uns in den Abgrund der Verzweiflung reissen können. Wir stossen an Grenzen und finden keine Antwort. Heidi Widmers Nachtnotizen sind ein Versuch, ihre Erfahrung in der «Stunde Zero» in Sri Lanka in Worte zu fassen. Reinhild Trautler tritt mit ihr über literarische Vorbilder in einen inneren Dialog und stellt die Fra-

ge nach Gott angesichts dieser Katastrophen, eine Frage, die so oft im vergangenen Jahr angesichts des Ausmasses von Zerstörung und Leid gestellt wurde.

Die Ethikerin Annemarie Pieper geht von der Tatsache aus, dass immer weniger Menschen überzeugte ChristInnen sind und fragt, ob der Wert, den wir dem Leben zuschreiben, auch unabhängig von einer religiösen Bindung an einen Gott Bestand hat. Sie löst den Satz «Das Leben ist heilig» am Beispiel Feuerbachs und Nietzsches aus seinem ursprünglich religiösen Zusammenhang heraus und zeigt auf, dass der Mensch fähig und willens ist, die Heiligkeit des Lebens in der Menschenwürde festzuschreiben.

Im Mittelpunkt des Beitrags von Helga Kohler-Spiegel steht der ambivalente Gebrauch des Begriffs Ehrfurcht in religiöser Hinsicht. Im ersttestamentlichen Verständnis will Ehrfurcht, diese respektvoll-distanzierte Haltung, die Gott und dem Menschen entgegengebracht werden soll, uns achtsam machen für die Spannung zwischen Nähe und Distanz, sie will den Abstand wahren. Ehrfurcht, so verstanden, macht einen Zugriff auf diese Person unmöglich. Die Autorin zeigt auf, wie schnell die Bedeutung dieses Begriffs eingeschränkt und missbraucht und in Zusammenhang mit Unterordnung gebracht wurde. Jacqueline Sonego Mettner befragt Texte, Menschen und Geschehnisse auf das Wort Gottesfurcht hin. Sie unterscheidet zwischen knechtischer und wahrer Gottesfurcht und zeigt den Zusammenhang auf zwischen Gottesfurcht und Furchtlosigkeit.

In einem Mailwechsel nähern sich einige der FAMA-Redakteurinnen assoziativ dem Thema an. Ausgehend von der Heiligkeit von sakralen Bauten und Orten, die Ehrfurcht wecken können und das unerwartete Gefühl des Nachhausekommens in einer völlig fremden Welt, geht es hier auch um den Respekt vor der Tradition, um Ehrfurcht vor den Überlieferungen, durchaus aber auch um kritische Distanz zu einem Begriff, der ambivalent bleibt, beides umfassen kann – Respekt und Unterwerfung. Ein Gegenbegriff zu Ehrfurcht taucht hier auf: Hybris, die Selbstüberschätzung des Menschen, der blinde Glaube an die Technik und die Naturwissenschaft.

Li Hangartner

2 Ehrfurcht. Das klingt altmodisch. Die Suche im Internet ergibt ein anderes Bild: Von Ehrfurcht vor dem Tod ist hier die Rede und vor den Toten, Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift, vor der Wahrheit fremder Traditionen, Ehrfurcht vor dem Leben, vor der Schöpfung, gar vor Hühnern, Schweinen und Rindern. Auch von Ehrfurcht vor Gott.

Ehrfurcht, dieses alte Wort, taucht wieder vermehrt da auf, wo die Würde menschlichen Lebens in Frage gestellt ist, wo das menschliche Leben und die Schöpfung durch Katastrophen bedroht sind.

Im Duden finden wir diesen Begriff zwischen Ehrerbietung und Ehrgeiz. Das Wort, das Furcht mit Ehre verbindet, stammt aus dem religiösen Bereich zu Beginn des 18. Jahrhunderts und bezeichnet zunächst die innere Ergriffenheit gegenüber dem Göttlichen. Es steht für eine Haltung, in der man das Geheimnis der Dinge und den Wert ihrer Existenz wahrnimmt, für die Empfindung, dass etwas heilig-unnahbar ist. Für die Erfahrung des Hohen, Mächtigen und Herrlichen, des Jenseitigen, des Einzigartigen auch.

Das Judentum kennt die sogenannten «Tage der Ehrfurcht» oder «Hohen Feiertage» zwischen dem Neujahrsfest Rosch Haschanah und dem Versöhnungstag Jom Kippur. Die «Furchtbaren Tage», wie sie auch genannt werden, sind rein religiöse Feste, die Gottes Rolle als Richter des Universums feiern. Sie heben nachdrücklich die Begriffe der Moral, der Gewissensforschung und der Heiligkeit in den Vordergrund. Im Mittelpunkt der Gottesdienste steht der Begriff der «Umkehr zu Gott»: Gott ist bereit, den Menschen ihre Schuld zu verzeihen und ihnen Gelegenheit zu bieten, das neue Jahr mit einer «unbeschriebenen Seite» zu beginnen. Der jüdisch-christliche Glaube bezeugt nicht einen Kuselgott, der alles und mich gut und stark findet, der die Verhältnisse schön färbt, den ich verfügbar machen kann, handlich und klein, gemütlich und antiauto-

Der Wert des Lebens

Annemarie Pieper

Hat der Wert, den wir dem Leben zum Beispiel in den Menschenrechten zuschreiben, auch unabhängig von einer religiösen Bindung an einen Gott Bestand? Kann man von der «Heiligkeit» des Lebens nur im Zusammenhang mit Ehrfurcht gegenüber Gott sprechen?

Was heisst «heilig»?

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Etymologie von «heilig», denn im alltäglichen Sprachgebrauch wird «heilig» automatisch mit einer religiösen Konnotation versehen und dem spirituellen Bereich zugeordnet. Der Bezirk des Heiligen ist das Göttliche. Die ursprüngliche Bedeutung von «heilig» ist jedoch «eigen», was jemandem zu eigen ist. Und da «heilig» auf dieselbe Wurzel zurückgeht wie «heilen», was «gesund machen» bedeutet, war mit Heiligkeit dasjenige gemeint, was jemanden gesund macht, so dass Gesundheit ihm zu eigen ist, das Eigentliche seiner Natur ausmacht.

Auf den ersten Blick scheint es sonderbar, dass «heilen» in oberdeutschen Mundarten auch «kastrieren» bedeutete – «kastrieren» als Übersetzung von lat. «sacrare». Ein männliches Tier wurde durch Wegschneiden der Hoden «geheilt» und damit von seiner Wildheit befreit, um es für den Pflug tauglich zu machen. Mir scheint, dass man das Heilen des Stiers durchaus analog zum Heilen des Menschen deuten kann. Man schneidet das Krankmachende, das die Gesundheit als das Eigentliche des Lebendigen verhindert, weg und macht den Menschen wie das Tier heil bzw. heilig.

Diese ursprüngliche Redeweise steckt auch noch in dem Wort «Heiland». Der Heiland ist der Heilsbringer, der die Menschen ganz macht, allerdings wird das Heil als das dem Menschen eigentümliche Glück nicht mehr in einem physischen, sondern im spirituellen Sinn als Gesundheit verstanden. Der kranke Mensch ist der Sünder, der gefallene, von sich selbst entfremdete, uneigentliche und daher unheilige

Mensch, der von Christus erlöst und wieder geheilt wird. Die «Kastration» besteht dann in der Ausmerzung der Sünde. Wobei, wie mir scheint, die Anspielung auf die Kastration des Stiers wiederum aufschlussreich ist, weil die Ausmerzung der Sünde mit einer Beschneidung der Sinnlichkeit und Triebhaftigkeit einher geht, besonders augenfällig im Zölibatsgebot für katholische Priester.

Leben hat Wert an sich

Gehen wir einen Schritt weiter, weg von der Etymologie. Was genau tun wir, sprechakttheoretisch gesprochen, wenn wir das Leben als heilig bezeichnen? Wir schreiben dem Leben einen Wert zu und unterstellen dabei, dass das Leben an sich Wert hat, einen ihm eigenen intrinsischen Wert besitzt. Aber ist das so? Woher wissen wir das? Oder wie lässt sich diese Behauptung begründen? Von einem intrinsischen Wert des Lebens, einem Wert also, den das Leben an sich hat, unabhängig davon, ob Menschen ihn als solchen anerkennen oder nicht, von einem solchen dem Leben an sich immanenten Wert kann letztlich nur die Rede sein, wenn man einen Schöpfergott unterstellt, der das Leben mit einem Wert versehen hat einfach dadurch, dass er selbst, als Gott, dem Inbegriff von Werthaftigkeit, Urheber des Lebens ist und ihm damit den Stempel der Heiligkeit aufdrückt.

Kein Schöpfungsplan

Aus evolutionsbiologischer Perspektive kann von einem solchen intrinsischen Wert des Lebens nicht die Rede sein. Die Entwicklungsgeschichte des Universums, die mit dem Urknall begonnen hat, vollzieht sich wertfrei, nicht gemäss dem Plan eines Schöpfers, sondern dem Kausalgesetz folgend, das nach dem Schema von Anstoss und Reaktion – Muster ist das Billardspiel – zu blossen Zufallsprodukten führt. Erst der Mensch, der dieses Chaos zu ordnen versucht, bringt im Rückblick auf die Evolution, soweit er sie zu rekonstruieren vermag, eine Rangfolge in das Geschehen, indem er sie als ganze evaluiert und den Prozess von der unbelebten Materie bis hin zur Ausdifferenzierung des Lebendigen von der Pflanze über das Tier bis hin zum menschlichen Lebewesen bewertet und naturgemäss sich selbst als das Höchste und Beste dieser Entwicklungsreihe bestimmt – nicht wissend, ob nicht in diesem unermesslichen Universum noch anderswo Lebewesen existieren, die uns in moralischer Hinsicht weit überlegen sind.

Von Gott beglaubigter Wert

In unserer westlichen Tradition ist das Christentum ein wesentlicher Bestandteil unserer Kultur. Wenn wir von Heiligkeit des Lebens sprechen, gehen wir

davon aus, dass das Lebendige einen intrinsischen, gottgewirkten Wert hat, der dem Leben quasi-objektiv zu eigen ist. Entsprechend bezieht sich das Attribut «heilig» auf eine Wesensqualität, die als von einem Gott beglaubigt gilt. Wenn etwa der Papst als «heiliger Vater» angedredet wird, bedeutet dies, dass ihm das Göttliche als sein Wesen zu eigen ist, dass er durch den Glauben an Gott von der Wunde des Menschseins (der Sündigkeit) geheilt ist. Was immer wir vor diesem kulturellen Hintergrund als heilig ansprechen oder heilig sprechen, trägt den Stempel seiner göttlichen Abkunft.

Lebensschutz ohne Religion?

Die Frage, die sich jedoch heute angesichts der Tatsache stellt, dass immer weniger Menschen überzeugte ChristInnen sind und es immer mehr AtheistInnen gibt, ist die, ob dadurch das Heilige zum Verschwinden gebracht wird und damit zugleich der Wert, den das als heilig Deklarierte besass. Anders gefragt: Verliert das Leben seinen Schutz, wenn man die Religion ausblendet? Dieser Frage möchte ich aus der Perspektive der Ethik nachgehen. Nicht weil ich meine, dass die Ethik als Ersatz für die Theologie einspringen sollte, falls der Theologie mit den Gläubigen ihr Gegenstand, die Religion, abhanden kommt. Die Ethik als Reflexion auf die Moral ist mindestens so alt wie die Theologie als Reflexion auf den Glauben. Moralisches Verhalten verlangt man zu Recht auch von Menschen, die an keinen Gott glauben, so dass auch der Atheist, für den die Rede von der Heiligkeit des Lebens mangels religiöser Anbindung keinen Sinn macht, daraus keinen Freibrief für Mord und Totschlag ableiten kann. Wenn ich noch einmal an die Etymologie des Wortes «heilig» erinnern darf, so erlaubt die ursprüngliche Bedeutung des Heilens, Gesundmachens durchaus auch eine nichtreligiöse Deutung des Heiligen. Wenn nicht ein Gott vorgängig seine Schöpfung mit einem Wert versehen und sie damit geheiligt hat, dann bleibt nur der Mensch selber als wertende Instanz übrig. Wir sind es, die Dingen und Menschen Wert zuschreiben. Gold ist zum Beispiel nicht an sich ein wertvolles Metall, sondern weil wir es als wertvoll erachten – als wertvoll für uns. Thomas Morus hat in seiner *Utopia* das Gold als etwas Wertloses deklariert. Um die Bedeutungslosigkeit materieller Güter zu demonstrieren, stellte man in Utopia aus Gold Nachttöpfe und Sklavenketten her. Als dann die Utopier einmal Besuch von einer ausländischen Delegation bekamen, deren Würdenträger mit goldenen Ketten und Ringen prunkvoll ausgestattet auftraten, verspotteten die Utopier diesen albernen Tand.

Wert folgt aus Wertschätzung

Wert hat etwas nicht an sich, als eine intrinsische Wesensqualität, sondern es hat Wert für uns. Wir sind es, die einer Sache Wert zuschreiben, weil wir sie als für uns wertvoll taxieren. Bei den materiellen Dingen bemisst sich der Wert oft an der Seltenheit oder dem Überfluss seines Vorkommens. Seltene Ressourcen schätzen wir als wertvoller ein. Früher war der Hering ein Armeleutenessen, heute, nach der Überfischung der Meere, gilt er als Delikatesse. Je knapper das Öl wird, desto wertvoller, sprich teurer wird es. Der Wert einer Sache bemisst sich somit nach unserer Hochschätzung. Auf dem Kunstmarkt zeigt sich dies ebenfalls an den Preisen. Ein Picasso ist nicht an sich mehrere Millionen Franken wert, doch der Kunstliebhaber ist bereit, diesen Preis zu zahlen, weil das Gemälde es ihm wert ist.

Menschenwürde

Bei den immateriellen Dingen verhält es sich nicht anders, nur dass ihr Wert nicht als Geldwert ausgewiesen wird. Moralische Werte haben etwas mit jenem Grundwert zu tun, den wir als Menschenwürde bezeichnen und jedem Individuum diskussionslos zugestehen. Menschenwürde ist das *ethische* Wort für Heiligkeit des Lebens. Menschenwürde kann ohne Bezugnahme auf einen Gott gefordert und legitimiert werden, weil *wir* das Leben mit einem hohen Wert versehen.

Sprechakttheoretisch ausgedrückt tun wir immer etwas, wenn wir uns der Sprache bedienen, indem wir zum Beispiel einen Sachverhalt beschreiben, mittels einer Vorschrift einen Befehl oder eine Warnung artikulieren, mittels einer Wertaussage etwas empfehlen oder ablehnen. In keinem Fall sprechen wir jedoch über das Ansichsein der Sache. Seit Kants «kopernikanischer Wende» ist einsichtig, dass ontologische Aussagen, die unterstellen, wir könnten das Wesen einer Sache als ihre intrinsische Qualität gleichsam an der Sache selbst ablesen, auf einer Voraussetzung beruhen, die nicht einlösbar ist. Wir können Dinge immer nur so erkennen, wie sie für uns sind, wie sie sich in einem erkennenden Bewusstsein darstellen. Wie sie unabhängig von einem menschlichen Bewusstsein beschaffen sind, bleibt uns prinzipiell verborgen, weil wir ja nicht aus unserem Bewusstsein aussteigen können, um zum Beispiel herauszufinden, wie ein Stein sich selbst charakterisieren würde, wenn er ein Bewusstsein seiner selbst hätte. Wenn wir also sagen, «der Stein ist hart», so ist er hart für uns, weil er sich für uns hart anfühlt. Was er an sich und für sich selbst ist, lassen wir dahingestellt sein. Das muss uns auch gar nicht interessieren, weil wir zum Ding an sich ohnehin keinen Zugang haben.

Wir konstruieren die Welt, so wie wir sie erleben, mittels der Sprache. Das hat der sogenannte *Linguistic Turn* seit Wittgenstein überzeugend herausgestellt. Indem wir den Dingen Prädikate zuschreiben, sei es alltagssprachlich, sei es dichterisch oder wissenschaftlich, erzeugen wir sie gewissermassen. Wir urteilen darüber, was und wie sie für uns sind – aus der Perspektive des Erkennens, des Handelns oder der ästhetisch-künstlerischen Produktion. Was an Subjektstelle in einem Satz auftaucht, wird erst durch die an Prädikatstelle aufgezählten Attribute in seinem Wesen festgelegt. Ohne unsere beschreibenden, vorschreibenden oder empfehlenden Prädikationen ist das Satzsubjekt nichts; es hat kein anderes Wesen als jenes, das wir ihm zuschreiben.

Wir heiligen das Leben

Mit diesen vielleicht etwas abstrakt klingenden Bemerkungen möchte ich den Satz «Das Leben ist heilig» aus dem religiösen Kontext herauslösen, der ontologisch fundiert ist und dem Leben einen intrinsischen Wert beimisst, der ihm an sich, nicht bloss für uns zukommt. Als ontologische Aussage ist der Satz auf das Apriori eines Gottes angewiesen – eine starke Hypothese, die auf einer nur durch einen Glauben legitimierbaren Voraussetzung beruht. Verstehen wir den Satz «Das Leben ist heilig» hingegen in einem ethischen Sinn, dann gehen wir davon aus, dass mit «heilig» ein Wesensprädikat gemeint ist, das wir dem Leben zusprechen, sei es aufgrund einer Vereinbarung, sei es einer Konvention oder einer normativen Voraussetzung, deren Anerkennung wir jedermann zumuten.

Rein evolutionsbiologisch betrachtet ist das Leben wertfrei, beschreibbar als organisches Geschehen, das in seiner Entwicklung durch günstige Wachstumsbedingungen gefördert, bei deren Fehlen gehemmt wird. Dem Leben Heiligkeit zu attestieren, heisst, dass wir ihm einen Wert zuerkennen, den es von sich aus nicht schon hat, und zwar tun wir dies nicht willkürlich-beliebig oder nach Gutdünken, sondern mit guten Gründen. Diese Gründe sind ausschliesslich anthropologischer Natur und stützen sich auf kein wie auch immer definiertes aussermenschliches Absolutes.

Ethik ohne Gott

Dies möchte ich im Folgenden erläutern, indem ich auf zwei Wegbereiter einer Ethik ohne Gott Bezug nehme, auf Ludwig Feuerbach und Friedrich Nietzsche. Feuerbach hat in seiner Schrift *Das Wesen des Christentums* (1841) den Versuch unternommen, religiöses Verhalten anthropologisch zu begründen und die Theologie als eine missverständene Anthropologie zu erweisen. Feuerbachs Religionskritik zielt nicht

auf Abschaffung des Christentums, sondern auf das diesem zugrunde liegende Selbstmissverständnis. Entsprechend ist sein Anliegen ein aufklärerisches: Er möchte das Gottesverhältnis als das transparent machen, was es ist: nämlich ein Selbstverhältnis. Feuerbach vertritt die These, dass es sich bei den Wesensprädikaten, die Gott zugeschrieben werden, in Wahrheit um idealisierte Selbstzuschreibungen des Menschen qua Gattungswesen handelt. «Die Religion zieht die Kräfte, Eigenschaften, Wesensbestimmungen des Menschen vom Menschen ab und vergöttert sie als selbständige Wesen.»¹ Der religiöse Mensch hat gleichsam vergessen, dass er in seiner Gottesvorstellung das Bewusstsein seiner selbst objektiviert und als ein von ihm unabhängiges Wesen betrachtet.

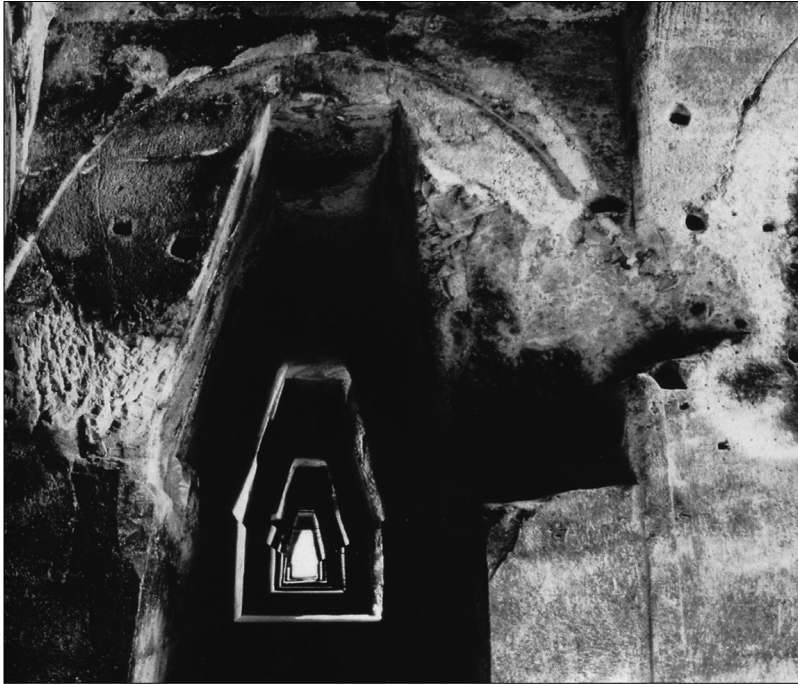
Gott als entäussertes Selbst

Gott erweist sich so verstanden als ein Konstrukt dessen, was der Mensch an sich selbst am höchsten schätzt: der Allwissende ist ein Verstandesgott, der Allgütige ein Gefühlsgott, der Allmächtige ein Kraftgott: «der Mensch hat sein eigenes Wesen angebetet»² – so wie die Pflanze einen Blumengott, der Vogel einen geflügelten Gott anbeten würde. Das Ensemble der Prädikate also, die im Begriff Gottes zusammengefasst sind, drücken ihrer Herkunft nach das prädikativ gefasste Wesen des Menschen, nicht qua Individuum, sondern qua Gattungswesen aus. Dass Gott zum Beispiel Unendlichkeit zugeschrieben wird, hat nach Feuerbach seinen anthropologischen Grund darin, dass «Jeder neue Mensch [...] gleichsam ein neues Prädikat, ein neues Talent der Menschheit» ist.³ «Was dem Gott des Menschen gegeben wird, das wird in Wahrheit dem Menschen selbst gegeben; was der Mensch von Gott aussagt, das sagt er in Wahrheit von sich selbst aus.»⁴ Gott ist demzufolge das entäusserte Selbst des Menschen.

Gott – das idealisierte Selbst

Aus dieser Perspektive entfaltet Feuerbach dann konsequent seine Lesart religiöser Dokumente, um das anthropologische Wesen der Religion herauszuschälen. Gott ist alles das, was der einzelne Mensch qua Individuum nicht ist, sehr wohl aber als Gattungswesen: reine Denkkraft, pure Vernunft, Moralität, Inbegriff der Liebe, Barmherzigkeit usf. In Gott wird damit eine Vollkommenheit hineinprojiziert, die der Einzelne in seinem durch Einschränkungen aller Art begrenzten Leben vermisst, sich aber als Idealtypus des Menschen präskriptiv zuschreibt – als etwas Gesolltes, ihm Zustehendes.

Ohne dies hier weiter auszuführen, könnte man Feuerbachs Versuch einer Reanthropologisierung der Religion



heranziehen, um die Heiligkeit des Lebens so zu deuten, dass wir, die Menschen, dem Leben einen Wert zuschreiben, der im Begriff der Menschenwürde terminologisch gefasst wird und jedes menschliche Individuum unangesehen seiner empirischen Besonderheiten mit Rechten ausstattet, die ihm ein heiles Wesen und damit die Unverletzlichkeit seiner Person zugestehen. Wir tun dies im Rückgriff auf ein Konstrukt des Humanen, das die Vorzüge des Menschen als Gattungswesen idealisiert und dem Individuum als Orientierungshilfe für seine Selbstvervollkommnung dient.

Gott ist tot

Nietzsche ging noch einen Schritt weiter als Feuerbach, indem er das christliche Selbstverständnis als entartet hinstellte. Zarathustras Satz «Gott ist tot» nimmt Bezug auf die Kreuzigung Jesu Christi, in welcher sich bereits die Überwindung des Christentums angekündigt habe. Wir haben Gott längst getötet, aber noch nicht begriffen, welche Bürde nun auf den Menschen lastet, nachdem mit Gott die Sinn stiftende und Sinn garantierende Instanz eliminiert wurde. Denn das Leben als solches bringt nicht von sich aus einen Sinn mit. Trotzdem hat die christliche Ideologie in die Irre geführt, vor allem was das «Wesen» des Menschen angeht, dessen Leben wesentlich ein leibliches ist. «Wir sind keine denkenden Frösche, keine Objektivir- und Registrir-Apparate mit kalt gestellten Eingeweiden, – wir müssen beständig unsre Gedanken aus unsrem Schmerz gebären und mütterlich ihnen Alles mitgeben, was wir von Blut, Herz, Feuer, Lust, Leidenschaft, Qual, Gewissen, Schicksal, Verhängnis in uns haben. Leben – das heisst für uns Alles, was wir sind, beständig in Licht

und Flamme verwandeln, auch Alles, was uns trifft, wir können gar nicht anders.»⁵

Christliche Lebensfeindlichkeit

Zum Leben gehört somit auch jene Natur hinzu, die in der abendländischen Metaphysik und im Christentum abgewertet und verächtlich gemacht wurde. Das Resultat war eine Schwächung der Triebe, deren Kraft gebrochen werden sollte durch rigide Moralvorschriften, die auf die Erzeugung von Durchschnittsmenschen zielten, einer Herde, deren Herdenmoral alles gleich machte und sämtliche Unterschiede nivellierte. Das Christentum favorisierte aus Nietzsches Sicht den Décadent, den Schwachen, schlecht Weggekommenen, verdammte Gesundheit, Kraft, Macht, überschüssige Energie und förderte das Ungesunde, Kranke durch sprachliche Perversionen und die Erfindung von Überwelten, aus denen ein als allmächtig ausgegebener Gott mittels seiner Sprachrohre – der sich selbst ermächtigenden Priester – seine Befehle verkündete.

Nietzsche spürte darin «das *Lebensfeindliche*, den ingrimmigen rachsüchtigen Widerwillen gegen das Leben selbst: denn alles Leben ruht auf Schein, Kunst, Täuschung, Optik, Nothwendigkeit des Perspektivischen und des Irrtums. Christentum war von Anfang an, wesentlich und gründlich, Ekel und Überdruß des Lebens am Leben, welcher sich unter dem Glauben an ein «anderes» oder «besseres» Leben nur verkleidete, nur versteckte, nur aufputzte. Der Hass auf die «Welt», der Fluch auf die Affekte, die Furcht vor der Schönheit und Sinnlichkeit, ein Jenseits, erfunden, um das Diesseits besser zu verleumden»⁶ – dies alles deutete Nietz-

sche als «ein Zeichen tiefster Erkrankung [...], Erschöpfung, Verarmung an Leben».⁷

Kunst macht Leben erträglich

Allen metaphysisch-christlichen Versuchen, das als wertlos deklarierte Leben durch Flucht in eine transzendente Ideenwelt mittels der theoretischen Vernunft zu intellektualisieren oder mittels der praktischen Vernunft zu moralisieren, setzt Nietzsches sein Projekt einer Ästhetisierung dieser unserer hiesigen, empirischen Welt entgegen. Kunst – so seine These – macht das Leben erträglich.

Der Mensch leidet an der Natur, in deren Gewaltpotential er unentrinnbar verstrickt ist. Das einzige, was er ihr entgegen setzen kann, ist die Kunst. In seinen Kunstprodukten gestaltet er eine andere Welt, eine Welt, in der er nicht mehr versprengtes Teil einer explosionsartig vorstatten gehenden Evolution ist, aber auch nicht Geschöpf eines göttlichen Universums, sondern selber autonomer Schöpfer eines Sinnzusammenhangs. Der Künstler nimmt durch Umwertung der Werte die im christlichen Mythos Gott zugeschriebene Schöpferkraft wieder in sich zurück und wird selber kreativ. In Kunstwerken wird exemplarisch sichtbar, wie eine durch und durch menschliche, von Göttern befreite Welt aussähe, eine Welt, die ihrer Natur nach ein Chaos und als solches gerade nicht heil ist, aber vom Menschen geheiligt werden kann, wenn er wie der Künstler dem Leben seinen Stempel aufprägt und gleichsam sich selbst als Kunstwerk gestaltet, das Leben somit zu seiner ureigensten Angelegenheit macht.

Die Rede von der Heiligkeit des Lebens hat ohne Rückgriff auf Religion Bedeutung, wie das Beispiel Feuerbachs und Nietzsches zeigt. Der Mensch ist fähig und willens, als Garant der Menschlichkeit aufzutreten und in der Menschenwürde jene Sakrosanktheit des Lebens festzuschreiben, die das Leben nicht von sich aus hat, sondern nur aus der humanen Perspektive, aus der Perspektive wertender Individuen, die ihr Wertebewusstsein im Grundwert der Menschenwürde verankern – aus Ehrfurcht vor dem Leben.

Annemarie Pieper, Dr. phil., ist Philosophin und war von 1981 bis 2001 Professorin für Philosophie an der Universität Basel.

1) WCH, Stuttgart 1994; 41, Anm. 3.

2) Ebd. 54.

3) Ebd. 67.

4) Ebd. 75.

5) Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke* [KSA], München 1985; KSA 3, 349f.

6) KSA 1, 18.

7) Ebd.

Die Ehrfurcht vor dem Leben

Albert Schweitzer, der unterschätzte Philosoph

Carola Meier-Seethaler

dualistisches Weltbild. Die monistische Auffassung des Seins akzeptiert die Wirklichkeit mit ihren Licht- und Schattenseiten und mündet in einer Art göttlicher Naturmystik, bei der das persönliche Aufgehen im Allumfassenden den Kern des Religiösen ausmacht. In diesem Konzept hat die Ethik als gemeinschafts- und kulturstiftende Kraft keinen metaphysischen Halt. Dabei gibt es zwei Spielarten des Monismus, eine optimistische und eine pessimistische. Die optimistische Variante tritt uns in der chinesischen Taolehre und später bei *Epikur* und der *Stoa* bis zu *Spinoza* entgegen, während die pessimistische Spielart der indischen Askese und dem Buddhismus zugrunde liegt.

Beide Formen entbehren einer Letztbegründung der Ethik und empfehlen im ersten Fall eine pragmatische Moral im Sinne eines möglichst klugen und ausbalancierten Lebensgenusses, im zweiten Fall beschränkt sich das moralische Verhalten darauf, anderen kein Leid zuzufügen.

Bei aller Verehrung für östliche Lebensweisheit analysiert Schweitzer am schärfsten das Dilemma des Buddhismus, gerade weil er zu seiner Zeit – und bis heute – aus westlicher Sicht zur religiös und ethisch höchst entwickelten Weltanschauung hochstilisiert wurde. Dies verdeckt die Inkonsistenzen bzw. die Kompromisse, die der Buddhismus mit dem Hinduismus und der Volksfrömmigkeit eingehen musste. *Buddha* selbst wies nur einen sehr herben Erkenntnisweg, der die unumgänglichen Leiden des natürlichen Lebens offen legt, und deren Überwindung er im Verzicht auf jeden Lebenswillen zu erreichen glaubt.

Lebensverneinung als Erlösungsweg konnte jedoch nur für einen relativ kleinen Kreis weltentsagender Mönche ein Wegweiser sein. Für die Masse der Menschen blieb nur die altindische Vorstellung von der Seelenwanderung, die in der brahmanischen Deutung die Wiedergeburt zu einer je höheren Seinsform erlaubt, wenn sich die Einzelnen tugendhaft, und das heisst, ihrem Stande gemäss verhalten. Dies hat nicht nur die Kastentrennung in Indien zementiert, sondern bildet auch einen logischen Widerspruch zu Buddhas Lehre. Denn nach ihr gibt es weder eine Seelensubstanz noch ein persönliches Weiterleben nach dem Tod. Das Aufgehen im Nirwana als höchsten Glückszustand erreicht nur der Weise durch Ablösung von allen irdischen und individuellen Hoffnungen.

In diesem Rahmen muss sich Ethik auf das Nichttöten und Nichtverletzen beschränken, was sich allerdings nicht bloss auf die menschliche Mitwelt, sondern auf die gesamte Lebenswelt bezieht. Diese Achtsamkeit gegenüber jeder Kreatur, die Schweitzer eine

«vollständige Ethik» genannt hat, war für die westliche Weltansicht zu Recht das Bewunderungswürdige am Buddhismus. Aber diese Vollständigkeit im Blick auf die moralische Zuwendung kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die buddhistische Ethik keine eigentliche Liebestätigkeit lehrt, zu der nicht nur das passive Mitleid, sondern auch die aktive Lebenshilfe und die Mitfreude gehören würden.

Das dualistische Weltbild

Im Unterschied zur östlichen Mitleidslehre findet sich das positive Lebensideal sowohl im christlich-jüdischen als auch im islamischen Glauben. Dennoch sind auch die abrahamitischen Religionen nicht frei von wesentlichen Inkonsistenzen. Ihr Dilemma liegt in der dualistischen Konstruktion des Seins. Sobald ein persönlicher Gott als allmächtiger Schöpfer, als gütiger Vater und gerechter Richter konzipiert wird, stellt sich die Frage nach dem Ursprung des Unheils und des Bösen, das Gott selbst nicht angelastet werden kann, ohne dass er seine Glaubwürdigkeit verliert. Deshalb stellte schon *Zarathustra* als erster uns bekannter Religionsstifter dem Prinzip des guten Gottes ein negatives Prinzip des Bösen entgegen, die bis zum Weltende im Kampf miteinander liegen.

Im jüdischen, christlichen und islamischen Glauben sind der Satan oder der Teufel die mythischen Personifikationen des Bösen, denen es zu widerstehen gilt, während in der antiken Philosophie des Platonismus das Böse mit der Materie als Antipode des Geistigen assoziiert wird. Die Scholastik übernimmt diese Geist-Materie-Spaltung, und die manichäischen Unterströmungen des Christentums (die auf *Mani* und letztlich auf *Zarathustra* zurückgehen) rissen auch die lebendige Sinnlichkeit in den Abgrund der Sünde.

Aus der dualistischen Weltanschauung ergab sich das unlösbare Theodizeeproblem, also das der Rechtfertigung Gottes. Warum liess Gott in seiner herrlichen Schöpfung so viel Leiden zu und den Kräften des Bösen so viel Raum? Das *Buch Hiob* spiegelt in seinen klassischen Formulierungen einen für den Gläubigen nicht aufhebbaren Widerspruch. Ein Gott, der von den Menschen die Einhaltung seiner Gebote fordert, nämlich gerecht und mitfühlend zu sein, muss gewärtigen, dass seine Anhänger auch von ihm Gerechtigkeit und Milde fordern. Wird das im Leben der Menschen nicht eingelöst, weil vielfach die Guten durch ihr Schicksal bestraft und die Ungerechten belohnt werden, bleiben nur zwei spekulative Auswege: entweder alles Unheil als Prüfung bzw. als kollektive Strafe Gottes zu interpretieren oder die Gerechtigkeit auf das Jüngste Gericht und das Leben im Jen-

6 Das Bild, das sich die breite Öffentlichkeit von Albert Schweitzer macht, ist so etwas wie der Prototyp des «Gutmenschen», um dieses törichte Wort zu gebrauchen. Ursprünglich als Insiderkritik auf allzu beflissene Alternative gemünzt, erhielt dieser Ausdruck aus neoliberaler Perspektive die Bedeutung von naivem Gutmeinen ohne eigentlichen Sachverstand und ohne den Ernst der Dinge begriffen zu haben. Ähnlich erging es dem zentralen Begriff in Albert Schweitzers Theologie, der «Ehrfurcht vor dem Leben», die oft mit einer Art sentimentaler Naturverherrlichung verwechselt wird.

Wer sich aber in sein Werk – besonders das Nachlasswerk – vertieft, erfährt, dass Albert Schweitzer nicht nur ein hervorragender Theologe, sondern ebenso ein radikaler Religionsphilosoph war, der sich mit den existentiellen Wurzeln auch der aussereuropäischen Religionen auseinander setzte. In den Nachlassbänden zur Kulturphilosophie haben wir gleichsam die Denkwortstatt Albert Schweitzers vor uns, mit immer neuen Anläufen zu seinem Grundthema: zum Dilemma der menschlichen Existenz und der daraus entstehenden Weltanschauungen. Sein Ausgangspunkt ist, wie der aller grosser Philosophen, der Zweifel, der mit der Grundbefindlichkeit des Menschen untrennbar verbunden ist. Es geht um das Dilemma, die Natur zugleich als lebenspendend und lebensfeindlich bzw. als göttlich und dämonisch zu erfahren und sich dennoch einer kulturstiftenden Ethik verpflichtet zu fühlen, die aus der Natur nicht abzulesen ist.

Schweitzer analysiert die typisch östlichen Lösungen dieses Dilemma im Brahmanismus, Hinduismus und Buddhismus einerseits und im religiösen Konzept des *Zarathustra*, des jüdischen und christlichen Glaubens andererseits.

Das monistische Weltbild

Grundlegend für alle diese Weltanschauungen ist die Entscheidung entweder für ein monistisches oder ein



seits zu verschieben. Auf solche Erklärungen konzentrierte sich die jüdische und christliche Theologie seit 2000 Jahren, während die Lehre Mohammeds schon die Fragestellung nach Gottes Wegen gar nicht zulässt.

Zwischen Mystik und Ethik

Im Gegensatz zur offiziellen kirchlichen Lehre verdrängt *Albert Schweitzer* die Aporien des christlichen Glaubensbekenntnisses nicht. Mit aller Schärfe sieht er das Spannungsverhältnis zwischen Mystik und Ethik, wie es in allen Hochreligionen entsteht. Zielt das Mystische auf die Einheit des Menschen mit der Totalität des Seins, so stellt sich das Ethische mit seinem Sollensanspruch in Gegensatz zur naturgegebenen Wirklichkeit. Jeder Versuch, das Ethische als das Seinsollende im Sein als solchem zu begründen, muss scheitern. Dazu schreitet die Natur zu gnadenlos über ihre Geschöpfe als Individuen hinweg. Dennoch begreift Schweitzer das ethische Streben als ein natürliches Faktum des Humanen, weil der Mensch im höchsten Masse zum Mitfühlen begabt ist und das eigene Glück mit anderen teilen will. Glaubt die naive oder auch einseitig intellektuell geleitete Mystik die Tragik des Seins überspringen zu können, so bleibt gerade diese Tragik der Stachel des Ethischen. Denn nur aus dem Ungenügen am Bestehenden entspringen das Bedürfnis und der Wille nach positiver Veränderung. Wesentlich aber ist, dass dieses Ungenügen nicht zur Welt- und Lebensverneinung fortschreitet, weil damit die aktive Ethik unmöglich wird. Auch in den östlichen Religionen vollzog sich mehr oder we-

niger unreflektiert eine Wandlung hin zur positiven Liebesethik, womit aber die Lebens- und Weltverneinung eigentlich nicht vereinbar ist. In den Worten Schweitzers ist «Ethik die Efeupflanze am Baum der Welt – und Lebensverneinung. Wird er von ihr umrankt, so stirbt er unter dem fremden Grün ab. Reisst man sie von ihm los, so lebt er in seinem kahlen Geist weiter.»¹

Ethik als Folge der Ehrfurcht vor dem Leben

Für Schweitzer ist eine theoretische Letztbegründung der Ethik nicht möglich, weil sie weder aus der optimistischen noch aus der pessimistischen Weltanschauung herleitbar ist: «Ethik», so seine Definition, «ist Weltbejahung und Lebensbejahung, die durch mit einflussende Lebensverneinung aktiviert wird».² Den inneren Halt für das ethische Handeln findet Schweitzer in der vielzitierten «Ehrfurcht vor dem Leben». Doch gleicht diese nicht der «Weltfrömmigkeit» eines *Goethe*, weil sich Schweitzer der Abgründe des Lebens jederzeit bewusst bleibt. Nach ihm hängt «die Möglichkeit einer im sachlichen Denken gerechtfertigten Ethik» vielmehr davon ab, ob wir dazu gelangen, jenes Unbegreifliche in einer solchen Art dahingestellt sein zu lassen, dass es unserem ethischen Wollen des Vollkommenwerdens und des Wirkens in Hingebung an das Leben anderer nichts mehr anhaben kann; wenn wir auch fort und fort an ihm leiden und durch es erschüttert werden.»³ Im Wort «Ehrfurcht» ist ja beides enthalten: das unbedingte Bejahen eines höchsten Gutes und das Erschaudern

vor seiner Ambivalenz zwischen Herrlichkeit und Brutalität. Am klarsten distanziert sich Schweitzer von einer romantischen Überhöhung der Natur mit den Worten: «Im Tun und im Erleiden mit dem unendlichen Sein geistig eins zu werden und so die Weltanschauung ethischer Welt- und Lebensbejahung auf dem Fundamente der Resignation zu besitzen, dahin müssen wir gelangen».⁴

Erlebte Mitmenschlichkeit

Woher aber soll der Mensch die Kraft nehmen, sich auf dem Fundament der Resignation den Enthusiasmus für das Gute zu bewahren? Beeindruckend ist, wie der Theologe auf die Beantwortung dieser Frage nicht auf eine göttliche Gnade oder einen ethischen Endzweck der Geschichte zurückgreift. Er beharrt darauf, den ethischen Antrieb im rein Humanen zu begründen, und zwar nicht in der Vernunft, sondern in dem lebendigen Erleben der Mitmenschlichkeit, wie sie in der Kindheit in den Primärbeziehungen und später in der Solidarität mit der Nachkommenschaft grundgelegt ist. Dennoch bewahrt allein das wahrhaftige Denken vor Parteilichkeit und dem Wahn, die alleingültigen Gebote zu besitzen. Nur der Verzicht auf eine alles erklärende Weltanschauung oder auf religiöse Gewissheit gibt den Weg frei für eine Solidarität mit allen Mitmenschen und Mitgeschöpfen, ohne mit einem gerechten Weltenlauf oder mit einer Vergeltung im Jenseits zu rechnen. Wörtlich heisst es bei Schweitzer: «Das Denken gelangt also von sich aus, wenn es die Gedankenlosigkeit wegräumt, zur Ethik der Liebe. Und diese allgemeine und tiefe Liebe hat religiösen Charakter. *Jede tiefe Religion ist Religion der Liebe. Und jede tiefe Ethik der Liebe ist Religion. Unsere Zeit ist bestimmt, von der Ethik aus zur Religion zu gelangen.* Daran ist nichts zu ändern».⁵

Versöhnung von Ethik und Mystik

Die Resignation des Nichtwissens steht nicht nur in der Tradition *Kants*, sondern lässt auch eine Versöhnung zwischen Ethik und Mystik zu. Mystisch zu nennen ist jede tiefe Verbundenheit mit dem Lebendigen, doch beruhigt sich diese Art Mystik nicht mit der Verschmelzung des Einsseins. Vielmehr fühlt sie sich moralisch dazu verpflichtet, Verantwortung für die Kreatur zu übernehmen. Dass dies alles andere als eine leichte Aufgabe ist, war sich Schweitzer voll bewusst. Sie stellt die Menschen ständig vor Dilemmata, weil wir gar nicht leben können, ohne anderes Leben zu verzehren oder es in unseren Dienst zu nehmen. Deshalb ist absolute Ethik ebenso utopisch wie absolutes Erkennen. Aber die viel bescheidenere Maxime der Ehrfurcht vor dem

Leben ist weit besser geeignet, die tragischen Defizite oder Übergriffe fundamentalistischer Weltanschauungen zu vermeiden und dem Frieden unter den Menschen ein Stück näher zu kommen. Vor dem Hintergrund, dass Albert Schweitzer seine Gedanken zwischen 1931 und 1945 aufgezeichnet hat, fällt unsere heutige geistige Standortbestimmung zwiespältig aus. Einerseits erweist sich das erneute Ausweichen auf esoterische Scheintröstungen oder in fundamentalistische Glaubensgemeinschaften als fataler Rückschritt. Andererseits gibt es in dem von Schweitzer mit angestossenen Dialog zwischen östlicher und westlicher Spiritualität bedeutende Fortschritte. Gestalten wie *Gandhi* oder der *Dalai Lama* verbinden mystische Versenkung und ethisches Wirken für die reale Welt in einer Weise, die vor hundert Jahren noch kaum denkbar war. Auch die christliche Befreiungstheologie oder das Werk *Dorothee Sölles* erweitern die mitmenschliche Liebesethik zur politischen Mitverantwortung, so dass sich Mystik und Widerstand nicht mehr ausschliessen.

Ohne Gott keine Menschlichkeit?

Auf christlich-theologischer Seite waren jedoch nur wenige so konsequent wie Albert Schweitzer. Selbst ein scheinbar so radikaler Denker wie *Eugen Drewermann* bleibt hinter Albert Schweitzer zurück. Er führt zwar den kosmologischen Gottesbeweis mit weit grösserer naturwissenschaftlicher Sachkenntnis ad absurdum als dies vor siebzig Jahren möglich war, doch kann er sich dennoch nicht zum Verzicht auf die Idee eines personifizierten Gottes durchringen. Stattdessen nimmt er die Kluft zwischen der moralischen Taubheit der Natur und der Sehnsucht der Menschen nach Mitgefühl und Liebe zum Ausgangspunkt eines neuen Gottesbeweises. Dazu verschärft er zunächst die tragischen Seiten des natürlichen Lebens auf exzessive Weise: «Ein Individuum zu sein bedeutet in dieser Welt, in einem unentrinnbaren Gefängnis zu leben und, wie ein unschuldig zum Tode Verurteilter, ohne Appellationsinstanz, dem willkürlich festgesetzten Tag der Hinrichtung entgegenzuwarten. Es ist, als hätte die Natur in einem grausamen Zynismus das Experiment Mensch (als individuelles Sein) überhaupt nur unternommen, um endlich und endgültig herauszufinden, ob ein solches Lebewesen wie der Mensch überhaupt zum Leben fähig ist oder ob es nicht, über kurz oder lang an den Bedingungen seiner eigenen Hervorbringung, verbittert vor lauter Kummer und Schmerz, notgedrungen wahnsinnig wird».⁶

Hier ist nichts von der Ehrfurcht vor dem Leben zu spüren, vielmehr eine ab-

grundtiefe narzisstische Kränkung über die Gefährdung und Sterblichkeit der eigenen Existenz. Darin gründet nach Drewermann «die Religion in dem Versuch, der Zufälligkeit und Sinnlosigkeit der individuellen Existenz Grund und Halt zu verleihen».⁷ Drewermanns eigener, anthropozentrischer «Gottesbeweis» stützt sich auf die folgende Argumentation: «Um die Angst zu überwinden, die den subjektiven Reflex der Freiheit des Bewusstseins bildet, bedarf es eines absoluten Subjekts als die Bedingung der Möglichkeit einer unbedingten Bejahung und Bindung ... Nur ein absolutes Subjekt der Liebe ist imstande, die Unendlichkeit der Angst zu überwinden». Dies heisst, «Gott zu betrachten als die Bedingung der Möglichkeit von Menschlichkeit».⁸ Diese Argumentation erinnert bedenklich an den Satz von *Voltaire*: «Wenn es Gott nicht gäbe, so müsste man ihn erfinden», der allerdings von *Voltaire* nicht so zynisch gemeint war, wie er klingt. Aber bedarf es wirklich der Rückenbedeckung durch ein absolutes Subjekt der Liebe, um das Leben trotz allem zu achten und zu lieben? Um das eigene Leben zu bejahen und sich in der Bindung an andere verantwortlich zu fühlen?

Von der Ethik zur Religion, nicht umgekehrt!

Zu allen Zeiten haben Menschen bewiesen, dass ethisches Handeln auch ohne metaphysischen Trost möglich ist. Sozialistische und feministische Philosophen und Philosophinnen folgten dem Diktum Albert Schweitzers, wonach von der Ethik zum Religiösen zu gelangen sei und nicht umgekehrt. So genügt für *Agnes Heller* als Letztbegründung der Ethik allein die Erfahrung, dass es gute Menschen gibt. Im Übrigen ist bereits die Begegnung mit dem Lächeln eines Kindes Grund genug, das Leben zu bejahen, und sein Weinen der unabwendbare Anlass für Tröstung und Fürsorge, weshalb Hans Jonas den Säugling als «archetypische Evidenz» für das Prinzip Verantwortung betrachtet.⁹ Auch das Missverhältnis zum Tod, das Drewermann mit so vielen männlichen Philosophen teilt, wird der Idee des Lebens nicht gerecht. Leben als fortwährend kreativer Prozess ist gar nicht vorstellbar ohne das Sterben, das heisst ohne dass das Individuum künftigen Leben Platz macht. Alles, was der Mensch vermag, besteht darin, Leiden zu mildern und Krankheit und Tod für sich und andere so erträglich und würdig wie möglich zu machen. Der Sinn für die Ehrfurcht vor dem Leben ist nach Schweitzer «nichts Gekünsteltes, keine Doktrin, die irgendein Denken uns beibringt, kein System, sondern ein einfaches Denken, das in den Menschen entstehen wird, weil es selbstverständ-

lich ist»¹⁰. Dabei leitet er die Ethik selbst nicht vom Denken ab, sondern vom Empfinden. Dem ethisch-religiösen Empfinden Schweitzers am nächsten kommen Vertreterinnen der feministischen Theologie, wenn sie Gott nicht als Substantivum begreifen, sondern als Verbum¹¹. Im Einklang mit *Dorothee Sölle* und *Carter Heyward* formuliert die Schweizer Theologin *Doris Strahm* dies so: «Ich glaube nicht an Gott, aber ich glaube daran, dass Gott geschieht, wann immer wir das Leben und unser Menschsein heiligen ... wann immer wir uns in Achtung einander zuwenden, uns berühren lassen von der Not und den Bedürfnissen der anderen, und voll Zorn das Unrecht, das ihnen geschieht, beim Namen nennen»¹².

So erweist sich die Verbundenheit mit dem Leben als gemeinsame Wurzel von Ethik und Religion. Führt sie im Religiösen zur Mystik der Allverbundenheit, so in der Ethik zur Verbindlichkeit. Dabei ist es wohl kein Zufall, dass unsere Sprache die gemeinsame verbale Wurzel von Verbundenheit und Verbindlichkeit deutlich macht.¹³

Carola Meier-Seethaler hat in München Philosophie und Psychologie studiert und mit einem Thema aus der Ethik promoviert. Weiterbildung zur Psychotherapeutin. 1958 Heirat und Übersiedlung in die Schweiz. Zwei Töchter und Enkelkinder. Lehrtätigkeit und psychotherapeutische Praxis. Autorin kulturphilosophischer Schriften und z.Zt. Mitglied der Nationalen Ethikkommission im Bereich Humanmedizin.

- 1) Albert Schweitzer, *Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben. Kulturphilosophie II. Werke aus dem Nachlass, München 1999, 263.*
- 2) Albert Schweitzer, *Kultur und Ethik in den Weltreligionen. Werke aus dem Nachlass, München 2001, 103.*
- 3) Ebd. 243.
- 4) Ebd. 244.
- 5) Ebd. 273.
- 6) Eugen Drewermann, ... und es geschah so. *Die moderne Biologie und die Frage nach Gott, Zürich/Düsseldorf 1999, 819.*
- 7) Ebd.
- 8) Ebd. 823f., 828.
- 9) Hans Jonas, *Das Prinzip Verantwortung, Zürich 1987, 240.*
- 10) Albert Schweitzer, *Kultur und Ethik in den Weltreligionen. a.a.O., 274f.*
- 11) Mary Daly, *Jenseits von Gottvater, Sohn und Co, München 1980, 49.*
- 12) Doris Strahm, ... aber ich glaube daran, in: *FAMA. Feministisch-theologische Zeitschrift, März 1998, 9.*
- 13) Vgl. *Carola Meier-Seethaler, Jenseits von Gott und Göttin. Plädoyer für eine spirituelle Ethik, München 2001, 168.*

Nennt es nicht «Ehrfurcht» ...

Helga Kohler-Spiegel

Eine Geschichte erleichtert den Einstieg, sie sei vorweg ein Plädoyer für einen unbeschwerten, vielleicht sogar etwas «respektlosen» Umgang mit Gott: Gottes Erziehung

Ein Junge hatte Bonbons genascht, und seine Mutter hatte ihn erwischt. Da sie eine sehr fromme Frau war und ihre Kinder religiös erzogen hatte, verwickelte sie ihren Sohn in folgendes Gespräch:

«Aber Junge, weisst du denn nicht, dass der liebe Gott dich immer sieht und alles beobachtet, was du tust!»

«Sicher, Mama, das weiss ich.»

«Dann ist dir ja auch klar, dass er dich eben in der Küche gesehen hat!»

«Natürlich hat er mir zugesehen!»

«Und was hat er wohl gesagt, als er sehen musste, wie du genascht hast?»

«Nun, er hat gesagt: Mein Lieber, du und ich, wir sind gerade allein hier in der Küche: nimm ruhig zwei Bonbons!»

Hier ist wenig von «Ehrfurcht» zu spüren, es ist ein unbeschwerter Umgang mit Gott, fast kumpelhaft. «Ehrfurcht» ist in der Bibel nah verbunden mit «Gottesfurcht», es gibt aber keine eindeutige Verwendung des Begriffs. «Ehrfurcht ist (laut Bibel-Lexikon, herausgegeben von Herbert Haag) für den gottesfürchtigen Menschen eine innere geistige Haltung ehrender Scheu, die aus dem Erlebnis der Heiligkeit Gottes und seines Heilwirkens in der Welt hervorgeht.» Beim Blick in den Sternenhimmel bei Nacht, beim Anblick eines Babys ... – es gibt Momente, in denen ich auch von «Ehrfurcht» sprechen würde, um ein Gefühl zu erfassen, das so wenig Worte hat. Dieses Ergriffensein von der Grossartigkeit der Schöpfung, der Respekt vor dem «Heiligen», eine «ehrende Scheu», die mir zeigt, dass ich vieles nicht in der Hand habe und doch gehalten bin ... – eigentlich wäre «Ehrfurcht» ein schönes, ein treffendes Wort.

Nähe und Fremdheit

Im Jakobs-Zyklus findet sich das Wort «Ehrfurcht gebietend»: Jakob betrog seinen Bruder um den Segen, Jakob

wollte den Segen erzwingen und hat mit dieser Haltung alles verloren. Auf der Flucht aber, in einer nächtlichen Vision, erhält er diesen Segen als Geschenk, als Zusage Gottes. Und Jakob kann sagen: «Wirklich, Gott ist an diesem Ort, und ich, ich wusste es nicht. Furcht überkam ihn und er sagte: Wie ehrfurchtgebietend ist doch dieser Ort! Hier ist nichts anderes als das Haus Gottes und das Tor des Himmels.» (Gen 28, 16f.) So wohl könnten wir das Wort verwenden – es gibt ein Erschauern im Angesicht Gottes. Es gibt ein Erschauern, wenn ich jemandem – einem Menschen oder Gott selbst – wirklich begegne, wenn ich die Nähe und die Fremdheit zugleich erfahren und aushalten kann. Jemandem ganz nah sein und doch um die Verschiedenheit von beiden zu wissen, berührt von der Begegnung und voll Respekt vor der Andersartigkeit des/der Anderen – an solchen Momenten könnte ich «ehrfürchtig» sagen. Oder ein Neugeborenes auf dem Arm haltend – ganz nah und doch so anders ... Hoffentlich können wir immer wieder erschauern, egal, wie wir diese Erfahrung benennen.

«Ehrfurcht», diese respektvoll-distanzierte Haltung, die Gott und dem Menschen entgegengebracht werden soll, will uns achtsam machen für die Spannung zwischen Nähe und Distanz zugleich, für Vertrautheit und doch Anderssein. Ehrfurcht will Gott und den Menschen gegenüber – bei aller Nähe, bei aller Zuwendung – den Abstand wahren, nicht so tun, als wären Gott und Mensch ohne jede Distanz, ohne Fremdheit. Ehrfurcht, so verstanden, ermöglicht, dass der Andere/die Andere anders sein darf, dass ich keinen Zugriff auf diese Person habe.

Unterordnung

Zugleich aber: Einschränkung und Missbrauch dieses Begriffs haben sich schnell eingeschlichen. Paulus steht für die Entwicklung des Christentums in eine neue Kultur hinein, Paulus, selbst in zwei Kulturen gross geworden, bringt die Fähigkeit mit, jüdisches und griechisch-römisches Denken und Empfinden zu verbinden. Und an einzelnen Stellen dient «Ehrfurcht» bereits bei Paulus der Unterordnung. Wir sollen, so schlägt Paulus in Röm 13,7 vor, uns der staatlichen Ordnung anpassen, um mit den Machthabenden nicht in Konflikt zu geraten. Doch wir wissen auch, dass die Realität der ersten Christinnen und Christen eine andere war. Sie haben den Wehrdienst im römischen Reich verweigert, weil Krieg nicht mit der Botschaft Jesu vereinbar sei, weil sie nicht dem Kaiser, sondern nur Christus «die Ehre erweisen», weil nicht der Kaiser die Macht über Leben und Tod hat. Der Aufruf des Paulus zur Anpassung an die politische Realität, zur Un-

terordnung unter die Regeln des römischen Reiches haben nicht gefruchtet, die Christinnen und Christen der ersten Jahrhunderte bleiben in Distanz zur politischen Macht, sie riskieren dafür ihr Leben.

Anders im sozialen Zusammenleben. Die Verkündigung des Paulus erinnert an die «Freiheit eines Christenmenschen», Paulus predigt konsequent die Veränderung des Zusammenlebens aufgrund der Botschaft Jesu: «Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr seid alle «einer» in Christus Jesus» (Gal 3,28) – in dieser Gemeinschaft der Christinnen und Christen. Er warnt anschliessend vor dem Rückfall in alte Muster, als würde er schon ahnen, wie schnell die Anpassung an die Verhaltensmuster der nicht-christlichen Gemeinschaften geht.

Geheiligte Macht

Und wirklich: Bereits eine knappe Generation später scheint all das «Neue» vergessen zu sein. Der Epheserbrief gilt als Text einer Person, die sich in die paulinische Tradition stellt, ein wohl männlicher Verfasser erinnert an die «neue Existenz» durch die Taufe und gibt dann zahlreiche Hinweise zum christlichen Leben in einer nicht-christlichen Welt. Seit Martin Luther werden solche Texte «Haustafeln» genannt, weil darin die verschiedenen, zum antiken Haus gehörende Gruppen angesprochen und zum rechten Umgang miteinander aufgefordert werden. Es gab in der Antike zahlreiche Schriften im Sinne dieser «Ökonomie» («Haus» heisst im Griechischen «oikos»). Pflichten der einzelnen Gruppen im Haushalt werden beschrieben, um die Herrschaftsform im Haus und im Staat zu stabilisieren und traditionelle Werte zu stärken. Vor allem Elisabeth Schüssler Fiorenza hat darauf hingewiesen, dass die christlichen Gemeinden sich dadurch vom Verdacht befreien wollten, durch ihren geschwisterlichen Umgang das patriarchale Ordnungsgefüge der griechisch-römischen Gesellschaft zu unterlaufen. Die christlichen Haustafeln sind humaner als Vergleichstexte aus der damaligen Zeit, den Männern wird sehr wohl ihre Verantwortung verdeutlicht. Dennoch – die Hierarchie ist klar, die Über- und Unterordnung stabilisiert, die «Gemeinschaft der Gleichgestellten» ist kein Thema mehr.

Im Epheserbrief (dieser Abschnitt nimmt Bezug auf die Haustafel im Kolosserbrief) heisst es über die christliche Familie: Zwar ordne sich einer dem anderen unter in der gemeinsamen Ehrfurcht vor Christus, zwar sollen Männer ihre Frauen lieben wie ihren eigenen Leib, wie Christus selbst, aber die Hierarchie ist klar. Männer sollen ihre Frauen lieben wie sich selbst, Frauen sollen



ihren Mann ehren (Eph 5, 21ff.). 50 bis 70 Jahre nach Jesu Tod wird das Zusammenleben der Geschlechter wieder durch Unter- und Überordnung geregelt. «Sich unterordnen» ist ein Ordnungsbegriff und zielt auf die Übernahme der damit ausgedrückten patriarchalen Ordnung zwischen Mann und Frau. Mit der Schöpfungsordnung und mit der Christologie wird die Unterordnung der Frau fixiert, sie hat ihren Mann zu fürchten (fobeo) – eine Haltung, mit der der/die Untergebene dem Übergeordneten zu begegnen hat. Auch Sklavinnen und Sklaven sollen ihren irdischen Herren dienen, als würden sie Christus dienen, so heisst es im Epheserbrief (6,5) weiter.

Hier wird eine Ordnung aufrecht erhalten und mit Christus legitimiert, die nicht mehr die Gemeinschaft der Gleichgestellten riskiert, sondern die Überordnung der Männer über die Frauen legitimiert und transzendiert. Die Konsequenzen dieser Texte dauern bis heute – die «Haustafeln» finden sich als Lesung bei Hochzeiten, das patriarchale Modell des Zusammenlebens im Sinne von Über- und Unterordnung wird verbal und mit Bildern, mit Worten und mit Gewalt immer wieder neu durchgesetzt.

Frauen sollen ihre Männer, Kinder ihre Väter, Sklavinnen und Sklaven ihre Herren «ehren» und «fürchten».

Die neuen alten Hierarchien

Es macht mich nachdenklich – es gibt genügend Hinweise, wie Frauen bis heute klein gehalten werden, diese Über- und Unterordnung wird äusserlich eingefordert und ist verinnerlicht in eigenen Selbstbildern von Frauen. «Ich habe weniger Rechte, ich muss mich anpassen, wenigstens dem Frieden zuliebe ...» Berichte von Gewalt gegen Frauen, vor allem häuslicher Gewalt, machen das Ausmass solcher Vorstellungen deutlich. Zugleich ist seit den 90er Jahren längst akzeptiert, dass in Partnerschaften und in Familien klare Ordnung zwischen den Generationen und den Geschlechtern wichtig sei, dass Firmen hierarchisch geführt werden müssen, zwar achtsam und aufmerksam, aber hierarchisch, dass Rollen und Plätze klar verteilt sein müssen, dass die Gleichstellung aller Beteiligten ja doch nicht wirklich funktioniere ... Auf dem Hintergrund dieser Texte macht mich das nachdenklich.

Selbstverständlich – die These der «Mittäterschaft» von Christina Thür-

mer-Rohr hat deutlich gemacht, dass neben Männern auch Frauen vom System der Unter- und Überordnung profitieren, dass auch Männer zu den «Verlierern» in diesem System zählen, dass die Linien zwischen Unter- und Überordnung nicht einfach nach Geschlecht verteilt sind. Deshalb wird aber das System unter christlichen Prämissen nicht besser.

Zwischen Scheu und Furcht

Das Wort «Ehrfurcht» macht beides deutlich: eine Haltung, scheu-distanziert, weil ich jemandem oder etwas sehr nah gekommen bin. Diese Erfahrung des Jakob, in der Nacht Gott so nah gekommen zu sein, dass er erschauert – hoffentlich geht uns diese Erfahrung nie verloren. Zugleich beinhaltet «Ehrfurcht» die Dimension des «Fürchtens», die Unterordnung nicht nur unter Gott, sondern vor allem unter den Mann – mit all den Erfahrungen von Ausbeutung und Erniedrigung von Frauen, Missbrauch und Gewalt an Frauen. Es macht mich nachdenklich, wieso wir die Idee Jesu, die Gemeinschaft von Gleichgestellten zu wagen, nicht immer wieder zu leben wagen. Bestechend jedenfalls wäre das.

Die Verbindung von Furcht und Ehrfurcht, die damit verbundene Unterordnung vor allem von Frauen, auch von Kindern, hat einen hohen Preis gekostet. Leid und Erniedrigung sind damit verknüpft, aber auch der Verlust eines positiven Gefühls von «Ehrfurcht», von diesem Wissen um den Unterschied zwischen dir und mir, von der Freude über Nähe und Respekt vor dem Verschiedensein. Ich muss eine andere Person nicht fürchten, aber ich weiss um die Distanz zwischen dir und mir, ich verwende dich nicht für meine Bedürfnisse ... – und all das lässt mich erschauern.

Respekt statt Ehrfurcht

Vielleicht ist es besser, «Respekt» zu sagen, «Achtsamkeit» vor dir und vor mir, «Vorsicht» im Umgang mit anvertrauten Menschen, mit Kindern, um sie nicht zu vereinnahmen, um sie «anders» sein zu lassen. Ich sage vielleicht «Erschauern», wenn ich die Nähe eines geliebten Menschen spüren kann und zugleich weiss, dass es immer auch eine letzte Fremdheit gibt. Aber – ich nenne es nur selten «Ehrfurcht».

Helga Kohler-Spiegel, Dr. theol., ist Leiterin des Amtes für Religionspädagogik St. Gallen/CH und lehrt an der Pädagogischen Hochschule in Feldkirch/A.

Gottesfürchtig und lebenswach

Jacqueline Sonego Mettner

Ich gehe mit dem Wort Ehrfurcht – genauer mit dem Wort Gottesfurcht – umher und gerate in eine besondere Wachheit, weil ich Texte, Menschen, Geschehnisse daraufhin befrage und lese.

Timor

In der theologischen Tradition wird die Gottesfurcht beschrieben als etwas, das sich aus dem Erschrecken des Menschen vor der Majestät und Heiligkeit Gottes entwickelt hat. «Das numinose Erschrecken wandelt sich immer mehr in die ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Gott des Bundes, dem man mit Vertrauen, sogar mit Liebe begegnen darf», so J. Fichtner im Artikel zur Gottesfurcht in der alten RGG von 1958. Scheu, Timor, enthält die Kombination von Erschrecken und Vertrauen; im Wort Timor steckt Verwunderung, Bewunderung, Interesse, Ehrfurcht, Liebe. Oder wie es G. van der Leeuw sagt: Der biblische Glaube wird zu etwas, «dem die Scheu nie ganz fehlt, den aber der Schreck verlassen hat.» Die verschiedenen Facetten dieser Scheu zeigen sich beispielsweise in den Darstellungen der Verkündigung Mariäs, in ihrer Reaktion auf das Erscheinen des Erzengels Gabriel oder auch im Erschrecken, Staunen und dann der Freude der Hirten auf dem Felde in der Weihnachtsgeschichte nach Lukas.

Staub und Stern

In dem, was mit dem Wort Gottesfurcht umschrieben wird, steckt zum einen das manchmal schlagartig über einen kommende Wissen darum, «Staub» zu sein, vergänglich, zufällig, «eitel und nichtig», und gleichzeitig ist die Gottesfurcht in der biblischen Tradition davon bestimmt, das «Fürchte dich nicht» zu hören und so die Gewissheit zu bekommen, «Stern» zu sein, wichtig zu sein, geliebt zu werden, der Augapfel Gottes zu sein und eine Aufgabe zu haben, in der Verheissung zu stehen. So geht es Maria, so geht es den Hirten, so geht es den Prophetinnen und Propheten, so geht es allen «Gottesfürchtigen».

Gottesfurcht ist bei weitem nicht nur ein Gefühl und auch mehr als eine Einsicht. Am ehesten vielleicht ist sie eine Lebenshaltung, die sich auch im Tun zeigt. Das wurde mir deutlich bei den vielen Menschen und ihren Geschichten, denen ich bei meinem Weg mit dem Wort «Gottesfurcht» begegnet bin.

Knechtische und wahre Gottesfurcht

Doch zunächst zur Unterscheidung von knechtischer und kindlicher oder serviler und freier beziehungsweise wahrer Gottesfurcht. Bei der knechtischen oder servilen Gottesfurcht werden Gebote gehalten (oder umgangen) aus Angst vor der Strafe Gottes, aus Angst, seine Zuwendung, seinen Schutz, seine Liebe zu verlieren oder um sich all das zu verdienen. In der kindlichen oder auch «wahren» Gottesfurcht wird man frei, nach dem zu fragen, was andere brauchen und was Gott will, weil man selber von Gott alles bekommen hat, was man braucht. Das «Tun des Gerechten unter den Menschen» (Bonhoeffer) ist Ausdruck der Dankbarkeit und es ist ein Angestecktwerden von Gottes Leidenschaft für seine Geschöpfe. Martin Luther sagte, dass man in der Gottesfurcht von «Gott zu Gott fliehe». Ich verstehe das so, dass das Erschrecken über den dunklen, den abwesenden, den unverständlichen Gott hier durchaus vorhanden und reflektiert ist, aber getragen wird vom Vertrauen in den Gott, an dessen Brust man sich werfen kann in aller Not. Die Unterscheidung in eine servile und eine freie Gottesfurcht ist deutlich von der protestantischen Konfession geprägt. Ich halte sie für bedeutsam.

Gottesfürchtige Menschen

Da staune ich zunächst über den biblischen Nehemia. Für ihn, den Spross aus vermöglicher Jerusalemer Familie, eingesetzt als Statthalter Persiens über Jerusalem, bedeutet Gottesfurcht ganz konkret Verzicht auf den Unterhalt als Statthalter, Schuldenerlass der verarmten Bevölkerung, Freikauf von Versklavten und ein flammender Appell an die begüterten Männer in Jerusalem, ihre soziale Verantwortung in eben dieser Gottesfurcht wahrzunehmen. (Neh 5,1–18) Was das Erstaunlichste ist, gemäss dem biblischen Text hatte Nehemia mit seiner Erinnerung an den Exodus-Impuls der Jahweverehrung bei seinen Zuhörern Erfolg. Von solchen Erfolgen im Bereich Schuldenerlass und Globalisierung der Menschenrechte und dem Zugang zu Bildung, Nahrung und Gesundheit sind wir heute weit entfernt, und doch gibt es auch heute keine Gottesfurcht ohne dieses Engagement.

Gottesfurcht und Furchtlosigkeit

Rosa Parks habe ich wieder entdeckt. Ihre Gottesfurcht und ihre Furchtlosigkeit. Sie hatte am 1. Dezember 1955 mit

einem klaren Nein den Busboykott von Montgomery in Alabama ausgelöst. Sie hatte den Mut, sich zu weigern, ihren Sitzplatz für zusteigende weisse Fahrgäste zu räumen, und sie wusste, dass sie mit diesem Nein Schwierigkeiten bekommen würde. «Gott ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten?» Zu diesem Vers aus dem Psalm 27 kehrte sie immer wieder zurück. Sie kannte sich selbst aus ihrer Kindheit und Jugend durchaus als furchtsam. Es gelang ihr, eine beeindruckende Furchtlosigkeit und Hartnäckigkeit in Sachen Bürger- und Menschenrechte zu entwickeln. Mit ihrem bewussten Nein gab sie den Anstoss für die Bürgerrechtsbewegung, die heute vor allem mit dem Namen Martin Luther Kings verbunden ist. Rosa Parks blieb bis zu ihrem Tod in der Bürgerrechtsbewegung aktiv. Dabei waren die Folgen des Busstreiks für sie schwerwiegend: Sie verlor ihre Arbeit als Näherin und sie wurde mehrfach mit dem Tod bedroht. Dieser Druck führte dazu, dass sie zusammen mit ihrem Mann Raymond in den Norden der USA zog. Dort gründete sie 1987 das Rosa and Raymond Parks Institute for Self Development zur Förderung gesellschaftlich benachteiligter Jugendlicher.

Gottesfurcht und Freiheit zur Tat

Dietrich Bonhoeffer. Sein hundertster Geburtstag wird in diesem Jahr begangen. Er bleibt für mich ein grosses Vorbild. Seine Gottesfurcht ermöglichte ihm eine Freiheit, einen Mut, ein Vertrauen, die Kraft zum Hinsehen, zum selber Denken, zur Ehrlichkeit sich selbst und andern gegenüber, zum Widerstand gegen alle Formen von Demütigung und Entrechtung, die ich mir für mich auch wünsche und die ich für nötig halte auch heute.

Hilfsmittel zur Anpassung und Unterdrückung?

Hat aber Gottesfurcht nicht auch ihre höchst problematischen Seiten? Nicht alle ziehen die gleichen Konsequenzen daraus. Dietrich Bonhoeffer war einsam mit seiner Entscheid, als Christ in den politischen Widerstand gegen das Nazi-Regime zu gehen. Viele Zeitgenossen verstanden die gebotene Gottesfurcht dahingehend, dass damit Anpassung und Unterwerfung unter das Regime gefordert sei, ganz gleich wie gottlos sich dieses gebärdete. Gottesfurcht ging bei weitem nicht immer mit furchtlosem Eintreten für Menschenrechte einher, sondern allzu oft mit duckmäuserischer Unterwerfung, mit Kritiklosigkeit gegenüber aller «gottgegebener» Ordnung, in wirkmächtiger Weise bis heute auch zwischen den Geschlechtern. Im Namen Gottes geschahen und geschehen die furchtbarsten Dinge. Wäre es da

nicht besser, die Furcht Gottes ad acta zu legen? Was aber ist die Alternative?

Ins Herz legen

Was will ich meinen Kindern ins Herz legen, damit sie gedeihen können, sich und andern zum Segen? Das Staunen über die Wunder des Lebens in der Schöpfung, die Achtsamkeit für sich selbst und für das, was andere brauchen und können, die kritische Distanz gegenüber dem täglichen Wortmüll in den Medien und der Werbung, das Bedürfnis nach Stille, das Aushalten von Nichtstun und Nichtstun können, der Sinn für Qualität von Geschichten, für ihre Wahrheit und Weisheit, die Empörung über Unrecht, der Glaube an die Veränderbarkeit der Welt, die Hoffnung auf die Güte Gottes, die sich zeigt, allem Leid und Elend entgegen, das Bewusstsein, dass alles Gabe ist, der Sinn für das Wort Gnade. Das geht für mich nicht ohne von Gott zu reden und ohne das, was nur unzulänglich mit dem Wort Gottesfurcht bezeichnet ist, ins Herz zu legen zu versuchen. So war es schon im biblischen Buch der Sprüche, das als Lese- und Schreibunterricht in der Jerusalemer Oberschicht diente: «Der Weisheit Anfang ist die Furcht des Herrn.» (Sprüche 9,10) Die Söhne – das ist der patriarchale Kontext – wurden an ihre soziale Verantwortung in der Tradition des Jahweglaubens gemahnt. Die Erzieher malten den Weg des «Frevlers» aus als einen Weg, der in die Selbstzerstörung und den Abgrund führen würde, und sie zeichneten den Weg des «Gerechten» vor, der in der Sorge für Andere, der Teilnahme am Geschick der Benachteiligten, im Eintreten für Recht und Gerechtigkeit Glück und erfülltes Leben finden würde. Wer sich der Gier nach materiellem Gewinn überlässt, wird von dieser Gier zerstört, das war die Hauptaussage dieser Sprüche. Wer sein Herz öffnet für die vielfältigen Stimmen Gottes in den Menschen, denen wir zu Nächsten werden können, wird gesegnet werden und zum Segen werden; das ist der Lockruf in diesen Weisheitsworten.

Überholt sind sie nicht. Ich wüsste nicht, wie Kinder und ich anders freier und mutiger werden könnten.

Jacqueline Sonego Mettner, 1961, verheiratet, fünf Kinder, ist Theologin und arbeitet als Pfarrerin in der evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Maur, ZH, als Kursleiterin in der Weiterbildung zur Begleitung von schwer kranken, sterbenden und trauernden Menschen (Palliative Care) und als FAMA-Redaktorin.

Ehrfurcht

Ein Gespräch

Ein Gespräch unter uns FAMA-Frauen sollte es werden. Nicht alle haben mitgeschrieben. Das Gespräch bleibt offen. Es ist als Anregung gedacht, als gemeinsames Nachdenken über etwas, das zu viele Facetten hat und mit zu unterschiedlichen Erfahrungen verknüpft ist, als dass es einen Abschluss finden könnte. (Red.)

Wenn ich in eine Kirche hineingehe, hoffe ich, dass meine Seele hier weit wird. Nach ein paar Schritten, nach einem ersten Stehenbleiben, Sehen und Aufnehmen, merke ich, ob das geschieht oder nicht. Stark, schön und mir bis heute bleibend, habe ich diese Weitung der Seele empfunden bei einem Besuch einer Kirche in Lindau. Zunächst hielt ich sie für eine katholische, stellte dann aber fest, dass es eine lutherische war, die Evangelische Stadtpfarrkirche St. Stephan. Zum Empfinden, das mir hier möglich war, gehört Ehrfurcht gegenüber Gott. Ich wurde mir in dieser Kirche neu bewusst, dass Gott sich nicht fassen lässt; grösser ist, weiter ist als ich mir vorstellen kann; dass Gott mit heiliger Scheu entgegenzutreten ist. Gleichzeitig hatte diese Einsicht nichts Bedrückendes; im Gegenteil: Es ging sozusagen ein freundliches Rufen von dem Raum und seinen Gegenständen aus, eine Einladung, diesem Gott näher zu treten und mich berühren zu lassen, von dem, was da gegeben und nötig war.

Wenn ich heute versuche, mir die Wirkung dieser Kirche und dabei vor allem das hier entstehende Empfinden von Ehrfurcht zu erklären, so kann ich das natürlich nicht; aber ich erinnere mich an Details, die mich berührt haben. Da waren Kerzen und Blumen; aber sie waren nicht da, wo ich sie vermutet hätte. Kerzen und Blumen standen nicht auf dem Abendmahlstisch. Der war nur mit einer weissen Spitzendecke bedeckt, darauf die Bibel. Eine brennende Kerze stand am Boden vor dem Tisch und daneben lagen Rosenblätter. Hilde Domin fiel mir ein: «dass noch die Blätter der

Rose am Boden / eine leuchtende Krone bilden.» Ein einfacher, hoher Kerzenständer stand seitlich im Chor der Kirche, dahinter ein Grasgebilde. «Des Menschen Tage sind wie das Gras – aber die Gnade des Lebendigen währt immer und ewig», Psalm 103. Diese Kirche war sprechend, das ist es vielleicht, was mich daran so berührt hat. Sprechend und doch so vieles offen lassend, andeutend, einladend, mir Spielraum gebend. Die Ehrfurcht verband sich mit einer mir hier geschenkten Heiterkeit. Ich kann auch sagen, diese Kirche hat mir geholfen, andächtig zu werden.

Gleich neben dieser lutherischen Stadtpfarrkirche befindet sich die katholische Hauptkirche von Lindau, und wenn ich schon einmal da war, wollte ich auch diese sehen. Es ging mir anders hier. Ehrfurcht konnte ich inmitten dieser vielen Figuren und Seitenaltäre, dieser Referenzen an Stiftsdamen und Stiftsherren nicht empfinden. Andacht kam keine auf. Diese Kirche empfand ich nicht als sprechend. Wahrscheinlich liegt das auch daran, dass ich mit ihren Gegenständen und deren Gebrauch zu wenig vertraut bin. Ich bin hier nicht zum Hören geschult.

Ich gehe davon aus, dass die Absicht, Ehrfurcht zu wecken, heilige Scheu, sorgsames Hingehen und Mitnehmen für das eigene Leben immer beabsichtigt ist, bei jedem Kirchenbau und bei jeder Gestaltung eines Kircheninnenraums. Ob das Ehrfurcht wecken objektiv begünstigt werden kann oder ob es immer ein subjektives Geschehen ist – ich vermute, dass beides richtig ist.

Jacqueline Sonego Mettner

Liebe Jacqueline

Gott ist grösser, weiter als ich mir vorstellen kann, schreibst du. Die Religionsethnologin Cornelia Vogelsanger umschreibt das, was wir Gott nennen, als das Eintreten in einen grösseren Raum. Es ist interessant, dass wir Bilder des Raumes verwenden, um Gott zu beschreiben. Und dass uns die Begrenztheit eines Raumes das vermitteln kann, was wir doch als etwas sehen wollen, das in keinen Raum passt. Wir versuchen, das Grosse zu denken und es uns doch nahe zu bringen. Das Schwierige dabei: die Distanz nicht zu verlieren, den Respekt. Sei mit deinem Gott nicht zu vertraulich, hab ich einmal irgendwo gelesen. Das Zurückweisen des Kumpelhaften. Ob das etwas mit dem Begriff Ehrfurcht zu tun hat? Die heilige Scheu, wie du es nennst. Die aber eher Respekt meint als Furcht.

Ich erinnere mich an ein ähnliches Erlebnis, wie du es beschreibst. Bei mir war es das unerwartete Gefühl des Nachhausekommens in einer völlig fremden Welt: Aus der Enge, aus dem

Lärm des Souks von Damaskus in die Weite des Vorhofes der Omajadenmoschee – ein riesiger Platz, ein Brunnen in der Mitte, Säulenhallen, ein leichter Wind, warme Bodenfliesen, Tauben, im Schatten der Säulengänge Familien, die zusammen essen, Männer beim vorgeschriebenen Reinigungsritual am Brunnen, dann das Eintreten ins Dämmerlicht der Moschee: ein hoher, grosser Raum, riesige, tiefhängende Leuchter, der Boden voller Teppiche und Kissen. Überall Menschen, die beten, schlafen, einfach dasitzen, Gruppen von Frauen, Männern, in Gespräche vertieft, spielende Kinder. Das Wohnzimmer Gottes, so schien es mir. Gastlich, einladend, menschenfreundlich. Und doch auch dies: die Füsse nackt, der (Frauen)Körper verhüllt, auf den Knien beim Gebet, der Rücken gebeugt. Ein Raum, der Wohlgefühl vermittelt, die Sinne beruhigt und in dem doch Respekt verlangt ist. Auch Unterwerfung? Das Denken beginnt. Der kritische Blick nimmt seine Arbeit auf. Und doch bleibt immer dieser erste, vollkommene Moment des Wohlbehagens. Das Gefühl, zu Hause zu sein. Der Eindruck: So, genau so sollte es sein. Diesen Raum muss es geben. Diese Insel. Unverstellt. Auf dem Boden sitzen, an eine Säule gelehnt. Schauen. Sein. Nachdenken.

Das Fremde mag einen Teil der Faszination ausmachen. Dieses Ausziehen der Schuhe (was für ein Gefühl! Die warmen Fliesen, der weiche Teppich), das Anziehen dieses langen Mantels (der nimmt deinen Körper für einmal aus dem Wettbewerb). Die Vielfalt, in diesem religiösen Raum zu sein: schlafend, essend, spielend, redend, betend. Und doch bleibt da dieses Moment der unhinterfragbaren Ganzheit. Nichts von dem ist hier bei uns vorstellbar. Der leere Raum genügt nicht, der Teppich genügt nicht. Es fehlen die Farben, die Gerüche, die Sonne, die Schönheit des Südens. Es gibt andere Momente der Gnade, in denen etwas für kurze Zeit vollkommen ist. Es gibt andere Orte. Man schafft sie nicht, man findet sie. Überall. Und doch stimmt das wohl nicht ganz, gibt es dieses Moment der Vorbereitung auf einen solchen Augenblick. Die Gewissheit, dass es etwas Heiliges gibt und dass man sich ihm mit Respekt nähern muss, diese Scheu, die dazugehört, das Ritual, auf diesen grösseren Raum zuzugehen. Das Sich-Zurücknehmen gehört dazu, nicht ohne Stolz, aber in der Gewissheit, dass es die Welt lange vor mir gab und lange nach mir geben wird. Ob das Ehrfurcht ist?

Silvia Strahm Bernet

Liebe Silvia

Ja, ich empfinde das auch so, das Eingebundensein in dieses Grössere und die eigene Demut. Nicht nur das Heilige,

das Numinose, das diesen Orten inne-wohnt, verlangt mir Respekt und Ehrfurcht ab, sondern auch das, was ungezählte Menschen hierher getragen haben: ihre Seufzer und Tränen, Bitten und Flehen, Klage und Anklage, ihren Dank auch für das Geschenk des Lebens, für die unverhoffte Rettung aus Krankheit und Elend. Staunend stehe ich vor den mit Totivtäfelchen behängten Wänden einer kleinen Wallfahrtskirche, entziffere die Geschichten, die sie erzählen. In ihnen spiegeln sich Leben und Erleben verschiedener Epochen wieder. Sie sind Ausdruck des Empfindens, des Hoffens und des Leidens des Volkes. Auch wenn ich diese Art von Frömmigkeit und Glauben nicht teilen kann, so empfinde ich doch grossen Respekt davor. Ich brauche sie, diese Toten. Ich brauche ihre Lieder, ich brauche ihre Gebete, ich brauche die Psalmen, wie sie seit Jahrhunderten gebetet werden. Eine Tradition haben heisst eine Unterkunft haben in der Fremde der Gegenwart, eine Sprache für das, was wir erleiden, und für das, was wir wünschen, eine Sprache, die wir in der Situation des Schmerzes, der Trauer und des Glücks nicht selber erfinden müssen. Aber auch das gilt: Die Toten brauchen uns. Die meisten von ihnen sind ja nicht alt und lebenssatt gestorben. Die meisten sind auf der Strecke geblieben. Sie warten auf uns, dass wir ihre Lebensträume weiter träumen und die Arbeit tun, die ihnen aus der Hand gefallen ist. Indem wir uns an sie erinnern, treten wir ein in ihre Visionen, ihren Lebensmut, in ihr Leiden an dieser Welt und in ihre Hoffnung. Wir schärfen unsere eigenen Träume an ihren Träumen und Lebensoptionen. Wir kommen nicht aus dem Nichts, und wir gehen nicht ins Nichts. Wir haben Väter und Mütter, deren Träume wir weiter träumen und deren Hoffnung wir weiter tragen. Kirchen als Ort der Erinnerung an die Menschen, die vor uns waren, machen uns bewusst, dass wir eine Herkunft haben, dass wir nicht an uns selber hungern, nicht dem Zwang der Originalität verfallen müssen. In diesen Kirchen sind wir nicht nur Hiesige und Heutige: Wir wollen in mehr beheimatet sein als in der Gegenwart, die sich als einzige Möglichkeit gibt. Kirchen sind für mich Orte der Sehnsucht, wo die Lieder der eingelösten Versprechen gesungen werden, immer wieder, wo die Erinnerung wach gehalten wird, dass das, was ist, nicht alles ist, dass sie noch aussteht, die Zeit, wo es keine Unterdrückung mehr gibt und kein Leiden.

Es gab eine Zeit, in der ich die Tradition nur mit Misstrauen betrachtete. Ich habe das Misstrauen nicht ganz verloren. Aber die Ehrfurcht vor den Überlieferungen ist stärker als das Misstrauen.

Li Hangartner

Liebe Jacqueline, liebe Silvia, liebe Li

Eure Gedanken zum Thema «Ehrfurcht» berühren mich sehr und ich will ihnen meine eigenen Assoziationen beifügen.

Zum Jahrestag des Tsunami-Unglücks ist mir die kürzlich gehörte Aussage einer westlichen Touristin – ich weiss nicht, ob und wie viele Opfer sie zu beklagen hat – nicht mehr aus dem Sinn gegangen. Sie sagte, sie habe eine Wut auf das Meer. Ich stutzte lange und ich frage mich: Wie ist es nur möglich, dass jemand eine Wut auf das Meer hat? Sie ist für mich kaum nachvollziehbar. Fassungslosigkeit, Ohnmacht, Verzweiflung, oder wie du, Li, schreibst «Seufzer und Tränen, Bitten und Flehen, Klage und Anklage ...» kann ich mir vorstellen, gerade angesichts des harmlos glitzernden Meeres, das vor einem guten Jahr mehr als eine Viertel Million Menschen getötet hat. (Fassungslosigkeit, Staunen, aber auch grosse Ohnmacht und Trauer überkamen mich auch beim Anblick der wiegenden Kornfelder, die heute über den Todesgruben der Kz's stehen – so etwas Schönes, so etwas grässlich Schönes. Es darf und kann nicht wahr sein, dass hier die Erde nicht für ewig verdorrt ist.) Das Meer, das den grössten Teil der Oberfläche der Erde bedeckt, das Meer, das die Wiege allen Lebens ist, das atemberaubend schön ist, zugleich gefährlich, tosend, verschlingend, faszinierend und Respekt heischend, ich würde sogar sagen: Ehrfurcht gebietend. Zugegeben: Ich gehöre nicht zu den Menschen, die sich nach stundenlanger Autofahrt angesichts des Meeres sogleich in seine Fluten stürzen können. Ich staune zuerst lange. Ich berausche mich an seinem Anblick, an seinem Getöse und Rauschen. Ich habe eher Angst, grossen Respekt oder eben tiefe Ehrfurcht, brauche lange, bis ich dann vielleicht doch in ihm baden gehe. Mir kommt der von mir sehr geliebte Schöpfungspsalm 104 in den Sinn:

«Du hast die Erde auf Pfeiler gegründet,

in alle Ewigkeit wird sie nicht wanken.

Einst hat die Urflut sie bedeckt wie ein Kleid,

die Wasser standen über den Bergen.

Sie wichen vor deinem Drohen zurück,

sie flohen vor der Stimme deines Donners ...

Du hast den Wassern eine Grenze gesetzt,

die dürfen sie nicht überschreiten ...

Gott, wie zahlreich sind deine Werke!

Mit Weisheit hast du sie alle gemacht,

die Erde ist voll von deinen Geschöpfen.

Da ist das Meer, so gross und weit, darin ein Gewimmel ohne Zahl: kleine und grosse Tiere ...» (aus Ps 104)

Ehrfurcht verbinde ich mit Abstand, mit Grenzen und dem Wissen und Spüren

um die fragile Position des Menschen. Du, Silvia, beschreibst es als Sich-Zurücknehmen, das dazu gehört, «nicht ohne Stolz, aber in der Gewissheit, dass es die Welt lange vor mir gab und lange nach mir geben wird», und du Jacqueline zitierst aus dem Psalm 103, wo das Leben des Menschen verglichen wird mit Gras. Ich kann dem von ganzem Herzen zustimmen!

Ein weiterer Begriff verbindet sich mir sofort mit Ehrfurcht: Hybris. Sicher, ein starkes Wort, ungebräuchlicher noch als das deutsche Wort Frevel. Was soll denn das sein? Götter- und Göttinnenmythen tauchen auf. Er kam mir auch in den Sinn bei der Überschwemmungskatastrophe in New Orleans. Die masslose Selbstüberschätzung des Menschen, der Glaube an die Technik, die die Elemente einzudämmen versucht. Ich weiss, ich bewege mich da auf schwierigem Gelände, denn auch brisante Themenbereiche wie die Präimplantationsdiagnostik, Genmanipulation, Achtung vor dem Leben (ab wann und bis wohin? unter welchen Umständen?) usw. gehören hierhin.

Als ich letzten Frühling während einer Ferienwoche am Bodensee in einer Kirche sass, vertieft ins Schauen und Schweigen, stiess mir der Mangel an Ehrfurcht ganz grässlich auf: Zwei laut schwatzende Frauen betraten die Kirche. Ihnen mangelte es nicht nur an Anstand und Einfühlungsvermögen, sondern auch an Ehrfurcht, denn sie betreten nicht nur mit ihrem Maul einen Raum der Stille, sondern auch mit ihren trampelnden Füessen. Ihr Verhalten tat mir weh, ärgerte mich zutiefst. Wie auf einem Einkaufsbummel bei Benetton nahmen sie Farben, Stimmungen, den Anblick einiger Engel und einen Prospekt mit. Sie befühlten Materialien und Formen und kommentierten laut und ungeniert, stolperten vom Altarraum zum Marienaltar und zum Glück wieder zum Ausgang. Ich war erleichtert, als sich die Tür hinter ihnen schloss, bevor meine Rage zu gross geworden war, aufzustehen und sie zurecht zu weisen. Ich ahnte, ihnen fehlt nicht nur die Gebrauchsanweisung für einen Kirchenbesuch, sondern Ehrfurcht und Scham überhaupt. Vielleicht eine anmassende Behauptung. Was meint ihr?

Monika Hungerbühler

Liebe Monika

Überall wird er erkennbar, der Mangel, manchmal auch der Verlust an Wissen, an welchem Ort man sich befindet, was privat ist und was öffentlich, wie man sich wo verhält. Es gibt diesen Unterschied im Grunde nicht mehr. Ein Ort ist wie der andere und schlussendlich alle wie mein Wohn- oder Schlafzimmer. Und wenn ich mich so reden höre, erschrecke ich doch auch ein wenig:



Hatte ich dieses Einfordern von Anstand nicht einst als bürgerlich und bieder verachtet? Was unterscheidet meinen Ärger von jenen, die sich einst empörten, wenn unsereins mit Jeans ins Theater ging? Und damit den nötigen Respekt vermissen liess? Das war etwas Äusserliches, rette ich mich. Es ging um Konvention, um Oberfläche. Meine Kritik trifft einen Mangel an Interesse, an Aufmerksamkeit für das, was auf der Bühne gespielt, gesungen, gesprochen wird, an Distanz zu dem, was man ist und tut. Aber so sicher bin ich mir nicht. Und wenn ich in eine Kirche gehe? Ich erinnere mich an den Besuch der Brancacci-Kappelle in Florenz. Zu dritt waren wir da, schauten, redeten, leise zwar, aber wir redeten, diskutierten, schauten erneut, gingen weiter, diskutierten – die Motive, die Botschaft, die Gestaltung. Und der Museumsaufseher zischte: «Stai zitta! Ci stiamo in una chiesa!» Wir redeten leiser. Seit wann bezahlt man Eintritt für ein Gotteshaus? Wir hatten aus der Kirche ein Museum gemacht. Gewiss. Aber es war ein Museum geworden. Wie so viele Kirchen. Wer ginge denn sonst noch hinein? Die Kirchen seien zu religiösen Themenparks verkommen, habe ich irgendwo gelesen. Ich habe diesen Satz nicht vergessen. Erinnerung immer wieder daran, wenn ich fasziniert vor einer Statue stehe, einer Kanzel, einem Bild,

mich in einem Kirchenraum bewege auf der Suche nach Anregung, Auseinandersetzung, einem bisher unbekanntem Motiv, einem Anstoss, etwas neu zu denken, mich mit einer Form des Glaubens auseinander zu setzen, die nicht (mehr) die meine ist, aber mich zu dem führen kann, was mir heilig ist. Was gibt es also dagegen zu sagen. Wenn der Kirchenraum zum Dolmetscher wird, wenn er Glauben in Geschichten und Bilder übersetzt und etwas zeigt, was sich sonst in Abstraktionen verliert oder darauf reduziert. Nichts gegen das Wort. Wenn es Raum gibt zu denken, zu phantasieren, sich auf Reisen zu machen. Aber auch der Stein und das Bild sprechen eine beredete Sprache.

Ein religiöser Themenpark, aus dem man holt, was man braucht, im besten Fall. Oder einfach durchgeht und vorbeigeht. Ja, das kann es sein. Es hängt davon ab, wie man sich in diesem Park bewegt. Wie immer. Wie immer hängt es von dem ab, was man Haltung nennt: Will ich etwas erfahren, lernen, mich berühren lassen, auf der Suche nach dem, was mich unbedingt angeht?

Wie sieht Respekt aus, wie sieht man Ehrfurcht? Ich will dem, was mich im Tiefsten rührt, in die Augen schauen. Mit dem gehörigen Stolz. Ich bin da. Ja. Und ich will es noch lange bleiben. Und ich bemühe mich. Ich will ein guter Mensch sein. Ich schaffe es selten. Aber

ich versuche es weiter. Und manchmal knie ich mich hin. In aller Demut. Beuge mich. Sogar meinen Kopf, den stolzen. Der den Chef spielt und es auch ist. Zum Glück. Weil er Ordnung schafft, oder es versucht. Weil er den Gefühlen nicht das letzte Wort lässt. Weil er sie begleitet. Und kritisiert, wenn sie es zu böse treiben. Zu ungnädig. Zu ungebärdet. Auch das gehört zur Ehrfurcht. Die Distanz, auch zu sich selber, zu den eignen Wünschen. Sich nicht völlig verlieren in seinen Sehnsüchten. Keine Hingabe an irgendetwas ohne die Möglichkeit, zu sehen, was man tut und warum. Im Zweifelsfall nicht immer für sich. Und die eigenen Motive.

Ohne den Zweifel ist kein Glaube zu haben und keine Ehrfurcht. Den Zweifel an sich und dem Gegenüber. Dass ein eingebildetes sein kann. Ein Zurechtgemachtes. Das, worauf wir zugehen, entzieht sich auch. Wir glauben es und glauben es doch nicht. Sagen es und glauben es doch nicht. Ehrfurcht heisst nicht, sich zu beugen, aber zu wissen, dass der Weg weit ist und man nicht wirklich ankommt. Nicht weil sein Leben zu kurz war, kam Moses nicht ins Gelobte Land, sondern weil es ein menschliches Leben war. So oder ähnlich hat es Kafka formuliert.

Aber auch der Kopf, den es nach Kontrolle verlangt, ist kein Garant. Nicht für das rechte Wünschen, nicht für das rechte Tun. Nichts garantiert das. Auch die Leidenschaft kann Recht haben, mehr als der nüchterne Verstand, der immerzu fragt nach dem Wie und Warum und Wozu. Aber es kann auch genau umgekehrt sein. So wenig ist deutlich zu sehen. Jetzt sehen wir durch einen Spiegel, heisst es im Korintherbrief. Mehr ist nicht möglich. Weniger aber auch nicht. Denn sehen muss man. Hinschauen. Wählen. Entscheiden. Tun. Dass es nur Stückwerk ist, macht es nicht weniger wichtig, spannend, herausfordernd. Auch das Fragment ist schön.

Obwohl es uns trotzdem immer wieder nach dem Ganzen verlangt, dem Blick hinter Vorhang und Schleier. Den ehrfurchtgebietenden. Heisst Ehrfurcht, nicht hinter den Schleier sehen wollen? Respektieren, dass das, was wir sehen wollen, sich uns nicht zeigt? Ist es ein Versteckspiel mit unseren eigenen hemmungslosen Wünschen? Und Ehrfurcht die Ausrede? Dafür, dass es nichts zu sehen gibt? Und hinter dem Schleier nichts ist? Nur Leere. Oder die Fülle unserer Träume.

Niemand hat Gott je geschaut ... man ist gewarnt. Wie auch immer. Mit der Frage zu leben, kann ein Leben ausfüllen. Sie ist der Stein, den Sisyphos und wir mit ihm den Berg hinaufrollen, bis uns die Kraft dazu nicht mehr reicht. Und wir uns ergeben.

Silvia Strahm Bernet

EHR-FURCHT

«DIE STUNDE ZERO»

IN SRI LANKA AM 26.12.04, 9:10

Heidi Widmer

NICHTS IST MEHR, WIE ES EINMAL WAR ...

Nie wieder wird es sein wie es war. Es war ein Land des Lächelns ... trotz den Widerwärtigkeiten eines langen Bürgerkrieges, trotz Armut und Not ...

Die Schönheit der Natur blieb unverletzt ...

Bis eben zur «STUNDE ZERO» –

«EHRE SEI GOTT IN DER HÖHE» – Gibt es auch einen, der über die TIEFEN herrscht?

Wo war er, an jenem 26.12.04, als die Erde in dem tiefsten Grund des Meeres bebte? ... und dieses, mit höllischer Gewalt, zum Bersten brachte –

Tausende von Kilometern den Küsten entlang, mit überschäumender Wucht und Zerstörung, eine verheerende Katastrophe auslöste. Hunderttausende Menschenopfer forderte und Häuser, ja ganze Dörfer mit sich riss, und ein unbeschreibliches Desaster und Elend hinterliess! – Ohne Anfang und ohne Ende ...

War es ein ENGEL, der mein Leben rettete? Der mich aufhielt – ganz konkret? Und befahl – entgegen meiner täglichen Disziplin – weiter an einem Text zu schreiben, statt wie pünktlich und gewohnheitsgemäss schwimmen zu gehen – Es wäre mein Ende gewesen – Statt dessen wurde ich bereits einige Minuten später als Zeugin gerufen ...

Um vorerst, voller staunender EHR-FURCHT zu sehen, wie buchstäblich das Meer verschwand ...

Danach war nur mehr – FURCHT –, auch um mein eigenes Leben ...

Als sie näher und näher kam, die erste WELLE, danach die zweite mit noch verheerenderer Macht – und Zerstörung –

Noch war das Ausmass, in dieser Bucht, nicht abzusehen.

Erst als ich danach mit dem Fahrrad stundenlang – wie in Trance – durch die Strassen von MATARA (im Süden Sri Lankas) fuhr, erlebte ich blankes Entsetzen. Eine bodenlose Verzweiflung.

Ich blieb erstarrt in einer Ohnmacht und Hilflosigkeit ...

Erst ein Notruf über SMS an meine Freunde in der Heimat, mit der Bitte um finanzielle Unterstützung, gab mir spontan die Möglichkeit, sofort Hilfe vor Ort zu starten ...

Eine andere Form von «WELLE», die der Solidarität von zuhause, trug mich förmlich, setzte ungeahnte Kräfte frei. Liess mich handeln und helfen.

Es war wiederum EHR-FURCHT! Dieses plötzliche WIRKEN, dieses TUN in einer noch nie zuvor erlebten Situation! Fast über-menschliche Kräfte liessen mich mein eigenes Zeug relativieren. Tagtäglich konnten wir mit mehr als 1400 kg Lebensmitteln in abgelegenen Gegenden fahren, etwas von der unermesslichen Not lindern helfen ...

Ich blieb bis Anfang Februar. Von ungeahnter Kraft und Ausdauer gesteuert.

Zum Zweiten Mal geschah mir etwas, dem ich nur mit EHR-FURCHT begegnen kann.

Auch dies in Sri Lanka. Ich war damals als Mitglied eines Hilfswerkes im Stiftungsrat. Es war vor etwa sechs Jahren. Ich nahm mir einen Ausflug nach KANDY vor. Ein Pilgerort, mit berühmten Tempelzeremonien jeweils am Sonntagmorgen. Diesen beizuwohnen, wäre mein Ziel gewesen.

Plötzlich, ohne Motiv (äusserst ungewöhnlich für mich), beschloss ich, NICHT hinzureisen ... Am Abend wurde im Radio verkündet, dass eine Bombe während den Feierlichkeiten über 100 Menschen in den Tod riss –

EHR-FURCHT liess mich damals erschauern ... wie noch immer heute ... EHR-FURCHT und tiefe DANKBARKEIT bewegen mich auch tagtäglich über mein gerettetes Leben – Gleichermassen für die NICHTSELBST-VERSTÄNDLICHKEIT täglich weiterzumalen – und nächtlich an meinen NACHT-BÜCHERN weiter zu zeichnen –

Heidi Widmer, Malerin, geboren und aufgewachsen in Wohlen, ist eine erfahrene Globetrotterin. Seit Jahrzehnten reist sie mit bescheidenen Mitteln durch die Welt, seit zehn Jahren regelmässig nach Sri Lanka. Am Tag nach der «Stunde Zero» stellt sie kurz entschlossen, weil sie nicht anders kann, ein «Ein-Frau-Hilfswerk» auf die Beine, sammelt Geld bei FreundInnen und Bekannten, um in abgelegenen Dörfern, wo niemand hinkommt, Nahrungsmittel und andere notwendige Güter zu verteilen. Zur Zeit weilt sie wiederum für einige Wochen in Sri Lanka.

Gott ist mit uns geblieben

Reinhild Traitler

16 Im Jahr 1714 zerbarst die alte Brücke über der Talschlucht von San Luis Rey bei Lima und riss fünf Menschen mit sich in den Tod. Ein scheinbar blindes und grausames Schicksal zerschneidet ihren Lebensfaden im selben Augenblick. Kann man darin einen Sinn erblicken? Der amerikanische Schriftsteller Thornton Wilder geht in seinem Roman «Die Brücke von San Luis Rey» den verschlungenen Geschichten dieser Menschen nach und webt sie zu einem Sinn-Ganzen zusammen. Im Nachhinein können wir erkennen, dass sie, trotz dem katastrophalen Schluss, vollendet sind.

Tröstlich und empörend

Ich fand das immer tröstlich und empörend zugleich. Tröstlich, weil es dem Unglück etwas von seinem Schrecken nimmt, sich vorzustellen dass es eine Bedeutung hat und Teil von Gottes Plan für die Welt ist. Indem wir ihm einen Sinn geben, fällt es uns ein bisschen weniger schwer, das Unsinnige zu akzeptieren.

Aber ich finde es auch empörend. Denn was soll der Plan Gottes zu tun haben mit dem Kollaps einer schlecht instand gehaltenen Brücke; oder mit einer Tsunamiwelle, die sich vor der Ostküste Sumatras stundenlang aufbauen kann, ohne dass ein Katastrophendienst in Aktion tritt, weder in Thailand, in Indien oder Sri Lanka, noch in den seismischen Forschungszentren in den USA, wo man schon längst weiss, was los ist?

Gott ist kein Lückenbüsser

Gott ist nicht der Lückenbüsser für die aus Unachtsamkeit, Schlamperei oder Mangel an besserem Wissen verursachten Katastrophen der Menschen.

Vor Jahren habe ich einmal in Holland während eines Gottesdienstes einen «Bericht über Katastrophen» gehört, der mich tief beeindruckt hat. Da wurde einfach erzählt, dass Holland seit Menschengedenken von schweren Sturmfluten heimgesucht worden war, welche die teils unter dem Meeresspiegel liegenden

Landgebiete periodisch verwüsteten, und besonders die arme Bevölkerung hart traf. Dann wurde, ab dem 16. Jahrhundert, das System der Deiche aufgebaut. Die Sturmfluten kamen zwar immer noch, aber die Menschen wussten ihnen besser standzuhalten.

Mittlerweile wissen wir, dass Katastrophen auch mit dem Verhalten der Menschen gegenüber ihrer Umwelt zusammenhängen: Viele binnenländische Flutkatastrophen haben etwas mit künstlichen Flussbegradigungen zu tun; Erdbeben und Schlammlawinen häufen sich in Gebieten, wo stark abgeholzt wurde; es gibt spezielle Bauweisen, die die Wirkung von Erdbeben markant abschwächen könnten, die aber aus Kostengründen oder Profitgier oft nicht angewendet werden; und leistungsfähige Deichsysteme würden den Schutz niedrig gelegener Siedlungsgebiete entscheidend verbessern, aber es fehlen die Mittel der öffentlichen Hand. Viele Katastrophen sind die Konsequenz einer Kette menschlicher Fehlhandlungen und Unterlassungen, oft in sträflicher Missachtung bestehender Einsichten.

Ehrfurcht vor Gott in den Katastrophen dieser Erde?

Gott möchte ich nicht in Bildern einer zerstörerischen Allmacht denken. Gott ist für mich die über alle Massen liebende und in Beziehung setzende Kraft. Die Ehrfurcht und das Staunen angesichts einer Katastrophe beziehen sich deswegen nicht auf die Katastrophe selbst, an der meist nichts abzulesen ist, als der blanke Schrecken und die Zerstörung. Sie beziehen sich auf die Einsicht, dass Gott mit den Menschen geblieben ist. Nicht, um sie zu «retten», sondern um mit ihnen zu sein. Das Erstaunliche ist, dass manche Menschen gerettet werden. Wer dazu gehört wird das Überleben wohl als einen Fingerzeig des Schicksals begreifen. Ich würde es als ein Geschenk der göttlichen Liebe betrachten und als Botschaft, dass diese Liebe noch etwas vorhat mit mir und meinem Leben.

Warum ich (nicht)?

Die Frage «warum gerade ich, warum ich und so viele andere nicht» würde ich mir natürlich auch stellen, so wie ich sie mir schon manchmal in meinem Leben gestellt habe. Aber ich würde auch wissen, dass es darauf keine Antwort gibt. Ich würde nicht mehr und nichts anderes wissen, als dass Gott mit mir geblieben ist. Das ist schon viel. Ich würde versuchen, darauf zu vertrauen, dass Gott auf eine für mich nicht erkennbare Weise mit allen geblieben ist.

Das würde den Schmerz über die Zerstörung nicht mindern. Es würde aber die Ehrfurcht vor dem Leben, vor dieser neuen Geburt zum Leben, grösser machen.

Neuanfang?

In seiner Novelle «Das Erdbeben in Chili» schildert Kleist eine solche Situation des Neuanfangs. Zwei junge Menschen, Jeronimo und Josephe, die einander in unerlaubter Liebe zugetan sind, entkommen nicht nur dem Erdbeben, sondern gleichzeitig dem Kerker und der Hinrichtung. Die Natur – Gottes eigene Stimme – hat sie freigesprochen. Einen Tag lang verleben sie und ihr neu geborenes Kind in der Gemeinschaft der Überlebenden vor den Toren der Stadt St. Jago in einem Zustand euphorischer Solidarität, der alle erfasst hat. Standesunterschiede spielen keine Rolle mehr, die Vergangenheit ist vergessen, es herrscht ein beispielloses gegenseitiges Vertrauen. Man teilt, was man hat, und dankt Gott im Überschwang für das neugeschenkte Leben. Dann wird ein grosser Gottesdienst gefeiert. Auch Josephe und Jeronimo befinden sich in der Menge der Betenden. Aber weil nicht Dank, sondern die Frage der Schuld im Mittelpunkt steht, schlägt die Stimmung plötzlich um. Die Liebenden werden entdeckt, sie haben Gottes Zorn verschuldet. In einem Akt kollektiver Wut werden die beiden getötet.

Das Wunder der neuen Geburt hat gerade einmal einen Tag lang gedauert. Solange haben die Menschen der göttlichen Liebe gedankt, die auch in der Katastrophe mit und bei ihnen geblieben ist und Wunder der Hingabe und Tapferkeit bewirkt hat. Nun ist die alte Ordnung wieder hergestellt, das Oben und das Unten im Himmel und auf Erden, und die Menschen haben dem strafenden und richtenden Allmächtigen ein schreckliches Opfer gebracht.

Gott in der Hinwendung der Menschen

Gott möchte ich nicht als Ablenkungsmanöver denken, wenn Politik und Moral versagt haben; auch nicht als Restinstanz, wenn die Erklärungsmuster fehlen oder wenn es darum geht, die öffentliche Ordnung wieder herzustellen. Was mir deswegen am meisten Ehrfurcht abringt angesichts einer Katastrophe ist, dass sie in den Menschen die Fähigkeit zur spontanen Solidarität und Hinwendung weckt, in denen ich ein Bild von Gott als «All-Liebe», als Macht in liebenden Beziehungen sehe. Ich wünsche mir, dass diese Fähigkeit länger anhält als einen kurzen Tag der Solidarität.

Reinhild Traitler, Dr. phil., ehemalige Mitarbeiterin beim Ökumenischen Rat der Kirchen, langjährige Studienleiterin am Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Mitinitiantin zahlreicher feministischer und ökumenischer Projekte; zur Zeit Koordinatorin des Europäischen Projekts für Interreligiöses Lernen, EPIL, mit Schwerpunkt Dialog zwischen christlichen und muslimischen Frauen.

nach wie vor ein Wettbewerbsnachteil. In dieser Studie geht es nicht (nur) darum, aufzuzeigen, wie und wo Frauen auf ihrem Weg zur Führungsverantwortung benachteiligt sind, sondern wie sie ihre Karriere so planen können, dass Karriere und Kinderwunsch vereinbar bleiben. Das Ganze ist eine empirische Studie. Also findet man im Buch viel Zahlenmaterial. Zahlenmaterial, das deutsche Statistiken umfasst. Dennoch ist es gesamthaft gesehen in jedem Fall sehr anregend und auch die zwei Fragebögen am Schluss sind hilf- und aufschlussreich.

Dorothee Sölle, Maria. Eine Begegnung mit der Muttergottes, Herder Verlag, Freiburg im Breisgau 2005.

Dorothee Sölle hat zeitlebens das Poetische und das Kämpferische des christlichen Glaubens zusammengesehen und zusammengedacht. So entwickelte die protestantische Theologin und Dichterin ein grosses Gespür gerade für Maria von Nazaret. Ihre Begegnung mit Maria zieht die Linien von der biblischen Prophetin und Mutter über die Maria der Dichter zu «Unserer Lieben Frau» des armen Volkes und seiner Poesie. Dorothee Sölle hat Maria von unten gelesen, als feministische Befreiungstheologin. Die Kargheit und Genauigkeit ihrer Sprache und Bilder lassen alle kirchliche Geläufigkeit hinter sich. Ihre Unbestechlichkeit und Leidenschaft für das Recht der Armen und für die Würde und Wunden der Frauen geben ihrer Sprache Feuer. In ihren religiösen Texten vereinigen sich Schönheit und Wahrheit.

Li Hangartner / Brigitte Vielhaus (Hg.), segnen und gesegnet werden. Reflexionen, Impulse, Materialien, KlensVerlag, Düsseldorf 2006.

Jemanden zu segnen ist mehr als ein gutes Wort zu sagen oder etwas Gutes zu wünschen. Einen Segen zu empfangen ist mehr als ein gutes Wort oder einen wohl gemeinten Wunsch zu hören. Segnen und gesegnet werden verweist uns Menschen über uns selbst hinaus. Theologische Überlegungen (mit Beiträgen von Dorothea Greiner, Silvia Schroer, Thomas Staubli und Fulbert Steffensky) geben Impulse, über den Segen und über die eigene Sichtweise und Praxis nachzudenken. Modelle für die Arbeit und eine umfangreiche Sammlung von Segenstexten, -gebeten und -liedern geben Unterstützung und Anregung für den Umgang mit Segen in Gruppen, bei Veranstaltungen, in Gottesdiensten und im Alltag.

Doris Strahm / Manuela Kalsky (Hg.), Damit es anders wird zwischen uns. Interreligiöser Dialog aus der Sicht von Frauen, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 2006.

Wie gestalten wir ein friedvolles und gerechtes Zusammenleben in unseren multikulturellen und multireligiösen Gesellschaften? Welchen Beitrag kann der interreligiöse Dialog dazu leisten? Wie kann Verstehen gelingen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Religionsgemeinschaften? Was bedeutet die religiöse und kulturelle Vielfalt für die eigene Identität? Diese Fragen greifen die Autorinnen aus unterschiedlichen Blickwinkeln in ihren Beiträgen auf. Es geht um Innen- und Aussenansichten gelebter Religion, um Theorie und Praxis interreligiösen Verstehens, um Religion und Emanzipation, um Selbst- und Fremdbilder und um die Frage, wie Vielfalt sich positiv auswirken kann. Im Vordergrund stehen dabei die Erfahrungen und Sichtweisen von Frauen, die im interreligiösen Dialog bislang (zu) wenig Beachtung gefunden haben.

Secondas. Sichtbar vielfältig. Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik, Heft Nr. 22, Dezember 2005. Bestellungen unter: Bestellungen@olympheft.ch oder Olympe, Gemeindestr. 62, 8032 Zürich.

Buchempfehlung

Ina Praetorius, Handeln aus der Fülle. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition, Gütersloh 2005.

Kein ethisch-theoretisches System wird in diesem Buch entworfen, sondern Ina Praetorius denkt darüber nach, wie Menschen heute gut handeln können. Sie tut dies, indem sie biblische Traditionen als zukunftsweisende Impulse einbezieht. Sie tut dies, indem sie sich von gewissen androzentrischen ethischen Modellen distanziert und sich nicht mehr an der patriarchalen Ordnung orientiert.

Dabei verrückt sie einige Dinge auch im ethischen Diskurs: Zum Beispiel das Menschenbild westlicher Philosophien. Sie weist darauf hin, dass jede Person – von einer Frau geboren – als abhängiger Säugling in die Welt kommt und Verbindungen zu anderen Menschen Tatsachen sind, die zum Leben und Handeln gehören. So wird Ethik zu einem Gespräch, in dem der Alltag, das konkrete Leben, Beziehungen verbindliche Grundbedingungen sind, die mitbedacht werden.

Es ist Ina Praetorius gelungen, ein spannendes Buch über ein anspruchsvolles Thema zu schreiben, das bisweilen fast poetisch, manchmal radikal, auf jeden Fall immer subjektiv ist und direkt die LeserInnen anzusprechen vermag.

Ein Buch, das sich zu lesen, zu diskutieren und weiterzudenken lohnt.

Susanne Schmeberger Geisler

Neuerscheinungen

Elisabeth Moltmann-Wendel / Renate Kirchhoff (Hg.), Christologie im Lebensbezug, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2005.

Acht Theologinnen verschiedener Konfessionen, Generationen und theologischer Disziplinen verbinden die christliche Frage nach Gott mit Lebensthemen wie Konfliktbewältigung, Kreativität oder Geschlechterbeziehungen und zeigen so die Alltagsrelevanz theologischen Denkens. Nicht die Analyse und Kritik patriarchaler Theologie steht im Mittelpunkt, sondern die Umsetzung feministisch-theologischer Ansätze und Methoden.

Karin Bartz Schiefer, Mutterschaft auf Führungsebene – eigentlich kein Problem! Von gegenseitigem Vertrauen und der richtigen Position zum richtigen Zeitpunkt. Eine empirische Studie zum «Schwangerschaftsrisiko», Verlag Rüegger, Zürich/Chur 2005.

Simone de Beauvoir hielt Mutterschaft für das entscheidende Emanzipationshindernis. Das war in den 40er Jahren. Hat sich daran etwas geändert? Nicht unbedingt. Das macht auch das vorliegende Buch deutlich, das sich mit der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufskarriere beschäftigt.

Das Buch basiert auf einer Dissertation, welche der Frage nachging, wie Kind und Karriere in betriebliche Praxis umsetzbar sind. Und wie Diskriminierung des weiblichen Führungsnachwuchses abgebaut und das Know-how von Frauen betrieblich besser genutzt und gefördert wird. Nach wie vor sehen sich Frauen Hindernissen auf ihrem Weg ins obere Management ausgesetzt, nicht weil sie über weniger Kompetenzen verfügten, sondern weil sie sich mit spezifischen Komplikationen konfrontiert sehen: Familiengründung etwa ist nach wie vor ein Aufstiegshemmnis, da sich Berufskarriere noch immer am männlicher Erwerbs- und Karriere-modell orientiert. Schwangerschaft ist

künftig effizienter an alle Mitglieder bringen zu können, ist die Lancierung eines Informationsmagazins geplant.

Veranstaltungen

Unternehmen Martha

Seit Ende Oktober 2005 und noch bis Anfang April 2006 läuft in Basel die 30-teilige Veranstaltungsreihe «Unternehmen Martha. Vielfalt und Spiritualität der Hausarbeit».

Die Ethnologin und Raumpflegerin Katharina Zaugg und die Theologin Monika Hungerbühler haben Referentinnen aus Ethik, Handwerk, Politik, Hauswirtschaft, Theologie, Tanz und Lebensberatung eingeladen und bieten auch selbst Kurse an: Stricken Sie einen Designer-Lappen, lassen Sie Ihren Bauch tanzen, entdecken Sie die Kunst des Räucherns und backen Sie mit Martha Brot. Denken Sie über «Gott als Hausfrau» und über die «Welt als Haushalt» nach, entdecken Sie Martha als Drachenbändigerin in alten Legenden. Programm: Frauenstelle RKK BS, Amerbachstr. 9, 4057 Basel, 061 683 33 61, frauenstelle@rkk-bs.ch; www.mit-entand-putzen.ch.

Keine Entwicklung ohne Frauenrechte

Symposium von *Fastenopfer* und *Brot für alle* zur Eröffnung der Kampagne 2006. Referate von Saskia Sassen, Dolores González, Nyambura Njoroge, Albertine Tshibilondi und Mary John Mananzan. Stellungnahmen von Walter Fust (DEZA), Thomas Greminger (EDA) und Altbundsrätin Ruth Dreifuss.

Zeit: 8. März 2006 von 9.00 bis 16.00 Uhr

Ort: Hotel Ambassador in Bern
Programm: www.aktion2006.ch/entwicklungspolitik
Anmeldung: Tel. 031 380 65 77; symposium@bfa-ppp.ch.

IG feministische Theologinnen

Schweiz: «Wenn Geburt und Tod zusammenfallen»

... dann sind wir als Seelsorgerinnen herausgefordert. An den beiden Grenzen des Lebens, wenn eine Tauf- und Beerdigungsfeier zusammenfallen, müssen wir ganz besonders behutsam und bewusst da sein und begleiten. Wie unterstütze ich die Eltern bei der Begrüssung ihres togeborenen Kindes? Wie begegne ich ihren Fragen? Wo kann ein frühgeborenes, totes Kind bestattet werden?

Was ist alles geschehen, bevor ich als Seelsorgerin involviert bin? Was heisst es für eine Mutter, ihr totes Kind zu gebären? Welche Unterstützung erhalten Eltern von GeburtshelferInnen und Hebammen? Wie geht es weiter nach der

Beerdigung des verstorbenen Kindes? Referentinnen: Clara Moser Brassel, Pfarrerin in Pratteln, Mitautorin von «Wenn Geburt und Tod zusammenfallen.» Eine Arbeitshilfe für Seelsorgerinnen und Seelsorger, und Franziska Maurer, Leiterin Fachstelle Fehlgeburt und perinataler Kindstod, Hebamme & Trauerbegleiterin.

Öffentlicher Vortrag anlässlich der Vollversammlung am 13. März 2006 14–16 Uhr, Hirschengraben 7 in Zürich.

Bitte vormerken: Weiterbildung

Thema: feministisch predigen (Arbeitstitel)

Termin: Sonntag Mittag 10. September bis Montag Mittag 11. September 2006. Das Detailprogramm erscheint anfangs März. Weitere Auskünfte unter: www.theologinnen.ch/ig/

Symposium «Theologie und Gender»

20 Jahre Lehrauftrag theologische Frauen- und Geschlechterforschung an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern

Im Sommersemester 1986 hielt Dr. Marga Bührig eine Vorlesung zum Thema «Frau in Theologie und Kirche». Sie war damit die erste Dozentin des seither in jedem Semester vergebenen Lehrauftrages «Theologische Frauen- und Geschlechterforschung» an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern.

Aus Anlass dieses Jubiläums organisiert die Theologische Fakultät am Freitag, 5. Mai 2006, ein Symposium zum Thema «Theologie und Gender». Im Zentrum des Symposiums stehen Fragen nach Veränderungen, Entwicklungen und Ergebnissen der theologischen Gender-Forschung in den letzten 20 Jahren, aber auch aktuelle Fragestellungen sowie mögliche Zukunftsperspektiven. Referate von Dr. Regula Grünenfelder (Luzern), Dr. Doris Strahm (Basel), Dr. Ulrich Riegel (Würzburg) und Prof. Dr. Christina Thürmer-Rohr (Berlin). Am Abend wird im Rahmen des Festaktes eine Podiumsdiskussion mit den ReferentInnen stattfinden sowie die Vernissage des Buches «WoMan in Church».

Symposium/Referate: 14–18.30 Uhr
Festakt mit Podiumsdiskussion: 20 Uhr
Ort: Hotel Union

Nähere Informationen finden Sie auf der Homepage der Theologischen Fakultät der Universität Luzern: www.unilu.ch.

Genial global –

20 Jahre RomeroHaus Luzern

Freitag 12. Mai bis Sonntag 14. Mai 2006

Marché Mondial – Ausstellung zu modernen Formen der Sklaverei – Begegnung – Literatur – Musik – Spiele aus aller Welt – Feiern

Wir richten den Blick nach Lateinamerika, Afrika und den Osten, feiern mit bedeutenden Persönlichkeiten aus den

18 Hinweise

Neues Internetportal für Frauen

www.frauentermine.com ist ein überregionaler Veranstaltungskalender für Frauen!

Das Angebot richtet sich an

- Existenzgründerinnen
- Unternehmerinnen
- Veranstalterinnen
- Vereine
- Gruppen
- Beratungseinrichtungen
- Frauengesundheitszentren
- und natürlich an alle Frauen, die auf der Suche nach interessanten Veranstaltungshinweisen sind.

Neue Strukturen,

neuer Verbandsvorstand des SKF

Schweizerischer Katholischer Frauenbund SKF: 90. DV in Domat/Ems
Im Mittelpunkt der Delegierten-Versammlung stand neben den üblichen Geschäften die vor gut zwei Jahren eingeleitete Organisationsentwicklung. Zentralpräsidentin Verena Bürgi-Burri stellte die wichtigsten Änderungen des Statutenentwurfes vor: Der Zentralvorstand wird aufgehoben und durch den Verbandsvorstand ersetzt. Nach der Trennung der strategischen von der operativen Ebene verbunden mit der Einsetzung der ersten Geschäftsführerin heisst das bisherige Zentralsekretariat neu Geschäftsstelle des SKF. Die Herbstkonferenz ist das neue konsultative Verbandsorgan. Die Anwesenden hiessen die Erprobung der Statuten gut. Sie sollen nach einer breiten Vernehmlassung an der DV 2006 genehmigt werden.

SKF-Zeitschrift frauenbunt wird eingestellt.

Im Rahmen der Organisationsentwicklung beschreitet der SKF neue Kommunikationswege. Angesichts des ständigen Aborückgangs des Verbandsorgans und der angespannten Finanzlage hat der Vorstand beschlossen, die Verbandszeitschrift frauenbunt auf Ende 2005 einzustellen. Um die Informationen

verschiedensten Ländern und treffen Referentinnen und Referenten, die in den vergangenen 20 Jahren im Romero-Haus zu Gast waren.

Sie erfahren und erleben andere Kulturen in Wort, Bild und Ton, in Spiel und Geschichte, beim Essen und Trinken, Reden und Erzählen.

Tageskarten zu 40 Franken; Kinder und Jugendliche bis 16 Jahre gratis. Vorverkauf unter www.romerohaus.ch, via Mail an info@romerohaus.ch oder Telefon 041 375 72 72.

Reisen 2006: «Die spirituelle

Dimension der Kunst»

Sonntag, 7. Mai – Samstag, 13. Mai 2006

Frühlingsreise in die Toscana

zum Skulpturengarten von Daniel Spoerri (Eva Aeppli), zum Tarotgarten von Niki de Saint Phalle, zu den historischen Gärten in Bagnaia und in Bomarzo (Ein Angebot der Ökumenischen Frauenbewegung Zürich)

Einführungstag: Samstag, 25. Februar, 10.15 Uhr – 16.15 Uhr, Haus zum Lindentor, Hirschengraben 7, Zürich.

Sonntag, 15. – Samstag, 21. Oktober 2006

Herbstreise an die Côte d'Azur

zu den Museen von Marc Chagall, Niki de Saint Phalle, Henri Matisse, Pablo Picasso in Nizza, Vence Antibes. (Ein Angebot der Ökumenischen Frauenbewegung Zürich)

Leitung beider Reisen: Susanne Kramer-Friedrich, Zürich, Simone Staehelin, Basel

Info und Anmeldung: Susanne Kramer-Friedrich, Huttenstr. 60, CH-8006 Zürich, s.kramer-friedrich@bluewin.ch (Berücksichtigung nach Posteingang)

Wir gratulieren und danken

An dieser Stelle möchte das FAMA-Team **Brigit Keller** ganz herzlich gratulieren zu ihrer langjährigen, erfolgreichen Tätigkeit an der Paulus-Akademie Zürich, die jetzt, im Frühjahr 2006, mit ihrer Pensionierung enden wird. Sie hat für viele Frauen eine zentrale Rolle gespielt in der Wahrnehmung und Weiterentwicklung feministischer Themen und Fragestellungen. Immer wieder hat sie wichtige Impulse gegeben, eine kritische Reflexionen auch des eigenen Standpunktes angeregt, notwendige thematische Neuzugänge eröffnet. Aus der feministisch-theologischen Diskussion war die PAZ über Jahre nicht wegzudenken. Brigit Keller hat hier zu einer Zeit Themen gesetzt, als diese noch «keinen Ort, nirgends» hatten. Nicht umsonst hat sie für ihre Tätigkeit und die Ausstrahlungskraft ihrer Arbeit den ersten Marga-Bührig-Anerkennungspreis entgegennehmen können.

Wir wünschen dir, Brigit, einen guten Übergang in die Zeit nach der Paulus-Akademie, viele spannende Jahre «danach» und gute Gesundheit.

*Silvia Strahm,
im Namen des FAMA Teams*

Carmen Jud verabschiedet sich ...

Langjährige FAMA-Leserinnen kennen Carmen Jud noch als Mitgründerin und Redaktorin von FAMA. Dass sie während vieler Jahre den «Christlichen Friedensdienst», vielleicht besser bekannt als «cfd», geleitet und als dessen Geschäftsführerin den Übergang zu einem pointiert feministischen Hilfswerk bewerkstelligt hat, wissen vielleicht nicht alle. Deshalb soll es auch an dieser Stelle gesagt und verdankt werden. Für viele von uns ist der cfd ein Hilfswerk, das in einer kleinen Nische gute, innovative Arbeit macht und – seine Besonderheit – das «Friedenspolitische» in seiner feministischen Akzentsetzung sieht. Leicht war und ist das nicht. Nicht nur das «feministische» dieser Arbeit, die Parteilichkeit für Frauen und ihr «empowerment», auch das «c» hat mancherlei Probleme bereitet und musste überdacht und neu übersetzt werden. Dass das Geld dabei immer wieder eine Hauptrolle spielt, braucht nicht weiter erläutert zu werden. Auch nicht, dass dieses Geld zu beschaffen in den letzten Jahren für viele (nicht nur in den Hilfswerken) zu viele Ressourcen gebunden und Ideen beschnitten hat. Dass du, Carmen, dennoch so lange dabei geblieben bist, auch in schwierigen Zeiten, und so viel Kraft und Geduld in diese Arbeit gesteckt hast, dafür möchten wir dir an dieser Stelle danken! Wir wünschen dir für Deine neue Tätigkeit alles Gute und die nötige Phantasie, es umzusetzen!

... und Cécile Bühlmann beginnt etwas Neues

beim cfd als Nachfolgerin von Carmen Jud. Die eine verabschiedet sich, die andere beginnt etwas Neues – was natürlich auch wiederum ein Abschied ist. Denn ab jetzt wird Cécile Bühlmann nicht mehr in der vertrauten Weise politisch präsent sein. Sie hat ihr Mandat im Nationalrat (das sie seit 1991) innehatte, aufgegeben und leitet neu den cfd. Daneben wird sie ebenfalls neu als Präsidentin von Greenpeace Schweiz amten. Das ist schön und schade zugleich. Cécile Bühlmann hat im Parlament eine klare, mutige, engagierte Politik gemacht – immer parteilich für jene, die im neoliberalen Verwertungskalkül auf der Strecke bleiben – ob es Menschen sind oder ob es unsere Um/Mitwelt ist. Dass sie ihr ganzes Wissen und ihre Leidenschaft nun für den cfd nutzt, ist dennoch bei aller Wehmut ein Gewinn. Dafür wünschen wir dir, Cécile, die Unterstützung, die du brauchst, viel Ge-

duld und Geschick im Umsetzen deiner Ideen und möge auch der eine oder andere Geldsegen deine resp. eure Arbeit erleichtern!

*Silvia Strahm,
im Namen des FAMA-Teams*

Die neue FAMA-Redaktorin

Tania Oldenhage

Ein kleines Selbstportrait

Vor einem Jahr fuhr ich nach Basel zu meiner ersten FAMA-Sitzung. Ich hatte Spass und erinnerte mich daran, wie gut es tut, mit anderen Theologinnen Themen auszuloten und dabei feministische Denkwege auszuprobieren. Anfang der 90er Jahre studierte ich in Marburg und Hamburg Evangelische Theologie. Was mich in dieser Zeit über Wasser hielt war der theologische Austausch mit anderen Frauen. Denn oft sass ich frustriert in von Männern dominierten Seminaren und merkte, dass meine Fragen keinen Platz bekamen. 1992 kam ich an das Religion Department der Temple University in Philadelphia. Dort gründete ich mit zwei Kolleginnen eine «feminist study group». Wir trafen uns jede Woche und diskutierten neu erschienene Texte zur feministischen Theorie. Überhaupt war die Temple University für mich ein feministisches Paradies. Meine Doktorarbeit über Gleichnishermeneutik nach der Shoah wurde von vier feministisch orientierten Professorinnen betreut. Neben der Promotion konnte ich einen Abschluss im Women's Studies Programm machen. Aus dem Paradies kam ich Weihnachten 1999 nach Northeast Ohio. Als Assistant Professor of Religion gab ich Kurse in Biblical Studies, Kirchengeschichte, Holocaust Studies und Feministischer Theologie. Auch das machte Spass. Doch das gesellschaftliche Umfeld in Ohio kam mir oft vor wie eine Wüste. Nach drei Jahren entschloss ich mich, mit meinem Partner Markus Fels nach Europa zurückzukehren, oder besser gesagt, in den Kanton Zürich, wo wir beide wie ein Wunder eine Arbeitsstelle fanden. Seit Juni 2003 arbeite ich als Studienleiterin am Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern mit einem Schwerpunkt im Bereich Gender Studies und Feministische Theologie. Von meinem Büro auf Boldern sehe ich bei gutem Wetter in die Berge, in denen ich mit Markus wandern gehe wann immer wir Zeit dafür finden.

Zur letzten FAMA-Sitzung im Oktober kam ich übrigens nicht alleine. Mein damals 2-Monate altes Baby Philine begleitete mich. Ich bin gespannt auf das neue Leben mit unserer kleinen Tochter und freue mich darauf, mit ihr an meiner Seite die Schweizer Berge, meine Arbeit auf Boldern und auch meine Arbeit im FAMA-Team neu zu entdecken.

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Susanne Schneeberger Geisler, Bern
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken
Tania Oldenhage, Boldern

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Claudia Wälchli, MediaDesign, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 29.–/Euro 19.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

Inhaltsverzeichnis 1/06

Editorial (Li Hangartner)	2
Der Wert des Lebens (Annemarie Pieper)	3
Die Ehrfurcht vor dem Leben (Carola Meier-Seethaler)	6
Nennt es nicht «Ehrfurcht» ... (Helga Kohler-Spiegel)	9
Gottesfürchtig und lebenswach (Jacqueline Sonogo Mettner)	11
Ehrfurcht (Ein Gespräch zwischen FAMA-Redaktorinnen)	12
Ehrfurcht. «Die Stunde Zero» in Sri Lanka am 26.12.04 (Heidi Widmer)	15
Gott ist mit uns geblieben (Reinhild Traitler)	16
Literatur	17
Forum	18

Bildnachweis

Die Bilder entstammen dem Buch «Sagen, Mythen, Menschheitsrätsel»

Hinweis

«Damit es anders wird zwischen uns» – Interreligiöser Dialog aus der Sicht von Frauen

Buchvernissage mit Doris Strahm, Amira Hafner-Al Jabaji, Rifa'at Lenzin und Eva Pruschy am Donnerstag, 16. März 2006, um 19.00 Uhr im RomeroHaus Luzern.

Mit dem Buch, das Ende Februar im Matthias-Grünewald-Verlag erscheint, rücken die Herausgeberinnen – Doris Strahm und Manuela Kalsky – die Erfahrungen und Sichtweisen von Frauen in den Vordergrund. Dabei geht es um Innen- und Aussenansichten gelebter Religion, um Theorie und Praxis interreligiösen Verstehens, um Religion und Emanzipation, um Selbst- und Fremdbilder und um die Frage, wie religiöse und kulturelle Vielfalt positiv gestaltet werden kann.

Am Dienstag, 21. März 2006, um 19.00 Uhr wird das Buch – unter der Leitung von Brigit Keller und Tania Oldenhage – an der Paulus-Akademie in Zürich vorgestellt und mit der Herausgeberin Doris Strahm und den Autorinnen Amira Hafner-Al Jabaji, Rifa'at Lenzin und Eva Pruschy diskutiert.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Das Thema der nächsten Nummer: **Spielerisch**

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Li Hangartner, Sternhalde 12, 6005 Luzern
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstr. 35, 4056 Basel
Helga Kohler-Spiegel, Kapfstrasse 99 A, A-6800 Feldkirch
Carola Meier-Seethaler, Moserstr. 42, 3014 Bern
Annemarie Pieper, Carl Güntert-Str. 13b, 4310 Rheinfelden
Jacqueline Sonogo Mettner, Kirchweg 3, 8124 Maur
Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern
Reinhild Traitler, Voltastr. 27, 8044 Zürich
Heidi Widmer, Unt. Farnbühlstr. 22, 5610 Wohlen